

# Über Versuche, einen Wahn rational zu modellieren

Knut Hüller

## 1. Warum dieser Text?

Im Juli 2020 erschien auf exit-online mein Text „Auf (ausgetretenen) Abwegen – Eine Auseinandersetzung mit dem (fast) gleichnamigen Buch von Klaus Müller“. <sup>1</sup> Im Herbst 2021 sah sich Müller veranlasst, eine Replik zu verfassen, die jedoch nicht in einer der vielen Publikationen erschien, in denen er seit Jahren schreibt. Exit! erklärte sich bereit zur Veröffentlichung, sofern ich meinerseits eine Stellungnahme dazu abgebe, welche die Diskussion fortführt. Auf Müllers Texte nehme ich im weiteren Bezug als 'Buch'<sup>2</sup> bzw. 'Replik'<sup>3</sup> (jeweils ohne Anführungszeichen). Zitate ohne Quellenangabe oder mit dem Kurzhinweis „Müller“ entstammen der Replik. Für meinen Text aus 2020 übernehme ich aus der Replik die Bezeichnung „Verriss“ (mit Anführungszeichen).

Dieses Wort zeigt an, dass Müller sich persönlich angegriffen fühlt. Er stört sich an einem „hämische[n] und herablassende[n] Ton“, sieht „unfreundliche Unterstellungen“ wie die, er wolle „den Kapitalismus gesundbeten“ bzw. „verbessern“, all das in den ersten zwei Absätzen. Wie aber soll man das Ende des zweiten Absatzes deuten? „Hüller unterstellt mir Absichten, die ich nicht hatte, die aber, das muß ich zu seiner Ehrenrettung zugeben, mit etwas bösem Willen aus einigen meiner Formulierungen hätten herausgelesen werden können.“ Wäre da nicht eher Selbstkritik angebracht? Kurz danach im dritten Absatz nimmt er die in seinem Buchtitel anklingende kritische Tendenz zurück: „...um eine Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Wirtschaftswissenschaft ging es mir in diesem Buch erst in zweiter Linie. Ich gebe zu, der Klappentext und Teile des Inhalts suggerieren etwas anderes, insofern ist Hüllers Einordnung nicht allein seine Schuld.“

Ich hatte in der Tat angenommen, der heutige Marxismus erhebe in seinen theoretischen Schriften noch den alten Anspruch einer Fundamentalkritik am kapitalistischen System. Konkret müssten marxistische Ökonomen sich dann primär mit einer Kritik an Logik und Struktur der sich ‚Wirtschaftswissenschaft‘ nennenden Rechtfertigungsideologien des Kapitalismus beschäftigen. Schließlich wählte Marx „Kritik der Politischen Ökonomie“ als Untertitel des 'Kapital' und nannte ein von ihm später als 'Rohentwurf' bezeichnetes umfangreiches Manuskript „Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie“. Diesen Maßstab legte ich an Müllers Version von Theorie an und so kam der als „Verriss“ bezeichnete „Ton“ zustande. Natürlich rennt man nicht vorhandene Türen eines nicht existenten Hauses ein, wenn Müllers Buchuntertitel „Von der Kunst der Ökonomen sich selbst zu täuschen“ zusammen mit der jetzigen Äußerung, es sei ihm „erst in zweiter Linie“ um eine Auseinandersetzung mit bürgerlicher Wissenschaft gegangen, von vornherein so gemeint war, dass er *keine Fundamentalkritik* ökonomischer Ideologien in allen ihren Formen beabsichtigte. Anders lassen sich auch folgende Aussagen in der Replik schwer deuten: „Marxistische Theoretiker haben berechnete Vorbehalte gegenüber bürgerlichen Modellschreineren. Dabei ist weniger etwas gegen die grundsätzliche Methodik einzuwenden [...] Hüllers Kritik läuft ins Leere – er meint, die Eigenschaften eines 'bürgerlichen' Modells könnten nicht zugleich zutreffen auf Marx' Modelle.“ Was müsste die Konsequenz sein, wenn die Marxisten ihren alten (und Marx') kritischen Anspruch komplett abgelegt hätten? Müsste man dann ihnen gegenüber nicht *noch* kritischer auftreten? Und sie als einen neuen Zweig der Mainstreamökonomie analysieren, egal wie man zu dieser steht?

Müller konstatiert zutreffend im ersten Absatz der Replik, dass wenig Aussicht bestehe, „Positionen der 'Exit-Gruppe' und des 'traditionellen Marxismus' annähern zu können“. Er fragt sich nicht, wo und warum die Trennung entstand, obwohl der Schlüssel dazu bereits in der zweiten Zeile der Replik erscheint, wo er den Ausdruck „vermutlich

wendegeschädigt“ als „lächerliche Anschuldigung“, also als persönlichen Angriff auffasst. Mittlerweile sollte sogar den Ökonomen bekannt sein, welche Verwüstungen der Anschluss der DDR an die spätkapitalistische westdeutsche Republik hervorrief: in persönlichen Lebensläufen und in Institutionen des Ostens ebenso wie im Denken östlicher wie westlicher marxistischer Theoretiker, denen damit der praktische Nachweis erbracht wurde, sich lange Zeit auf einem falschen Dampfer befunden zu haben. Wer zu wenig Realitätssinn hat, um diese Ereignisse wenigstens zur Kenntnis zu nehmen und als eine (auch: theoretische) Urkatastrophe zu verarbeiten, der fordert eine noch schärfere Kritik heraus als einen „Verriss“ (eine Betrachtung zum Zusammenbruch der DDR aus wertkritischer Sicht publizierte Gerd Bedszent letztes Jahr auf exit-online.org unter dem Titel 'Der Marsch in die Barbarei oder Der Osten als Buhmann').

Der Kollaps des 'realen Sozialismus' spielte eine wichtige Rolle für die Loslösung der Wertkritik sowie der Wert-Abspaltungskritik von allen Formen des traditionellen Marxismus und für ihre Herausbildung als eigenständige Strömung. Diese Entwicklung ist noch heute leicht nachlesbar im Netz an damaligen Artikeln der Zeitschriften 'Marxistische Kritik' und 'Krisis', teils auf exit-online.org und teils auf krisis.org, sowie ausführlich im Buch 'Kollaps der Modernisierung' von Robert Kurz (Neuaufgabe Edition Tiamat 2021). Nach 30 Jahren haben sich voll und ganz damalige Einschätzungen einer orientierungslos gewordenen 'Linken' bestätigt wie diese von Ernst Lohoff: *„Sobald Theorie ohne wertkritische Spitze operiert, wiederholt sie auf ihrem eigenen Boden blind und bewußtlos die für die bürgerliche Gesellschaft charakteristische Sphärentrennung. Mit dem Abschied von der Negation der Grundformen der bürgerlichen Gesellschaft geht der Kapitalismus-Negation jede Tiefendimension verloren und die Erfassung der inneren Gliederung der Wirklichkeit, in deren Rahmen alle Oberflächenphänomene dieser Gesellschaft sich aufeinander beziehen, weicht einem in Spezialdisziplinen aufgefächerten Marxismus. Die Verwandlung der Kritik der politischen Ökonomie in marxistische Ökonomie zerlegt das Ganze der Wirklichkeit und schafft eine Vielzahl disparater Theoriefelder, die nach jeweils eigenen Gesetzen zu funktionieren scheinen und nur durch äußerliche 'Wechselwirkungen' aufeinander einzuwirken vermögen [...] Wo der Marxismus sich als positive Theorie der bürgerlichen Gesellschaft kapriziert, reproduziert er in kruder und unausgegorener Weise auf seinem eigenen Boden den bürgerlichen Wissenschaftspluralismus und spreizt sich ins Unendliche auf. Marxistische Soziologie, marxistische Staatstheorie, marxistische Religionstheorie, marxistische Ökonomie, marxistische Anthropologie und marxistische Krisentheorie stehen einander gegenüber und ihre Einheit rutscht aus der analytischen Stringenz ins Attribut und damit ins Ideologische.“<sup>4</sup>*

Wohin sich dagegen der Anspruch marxistischer Theoriebildung bewegt hat, erklärt Müller im letzten Absatz der Replik. Dort blickt er von seinem Standpunkt auf die Wertkritik (herab): „Es gibt auch Heiteres: Meine Sympathie für eine 'Plurale Ökonomik' nimmt Hüller zum Anlass, mir zu empfehlen, den 'Erlass ökonomischer Gesetze durch eine Koalition von Schulen mit ausreichender Mehrheit im Konvent der Akademie der Wissenschaften' zu fordern.“ Im Folgesatz macht er dann deutlich, dass mit „pluraler Ökonomik“ ein Sich-Einrichten in einer Nische des bürgerlichen Wissenschaftsbetriebs unter Akzeptanz von dessen Prinzipien (und der zugehörigen Illusionen) gemeint ist. „Dabei wollte ich nur ausdrücken, dass jeder auch nur so kleine Schritt, der wegführt von der neoklassischen Monokultur hin zu einem vielfältigen Lehrangebot, die akademische Landschaft attraktiver machen würde und deshalb begrüßenswert ist.“ Darauf passt wie die Faust aufs Auge die folgende schon fast 20 Jahre alte Bemerkung von Robert Kurz: *„Und in ihrer Pferdepanik galoppieren sie allesamt zurück ins 18. Jahrhundert, als hätte es nicht einmal die verkürzte marxistische Kritik des Aufklärungsdenkens gegeben. Fieberhaft werden die ältesten Phrasen der kapitalistischen Konstitution dahergestottert, als handele es sich um die neuesten aufregenden Entdeckungen der radikalen Kapitalismuskritik.“<sup>5</sup>* Aussöhnung mit dem Klassenfeind auf „pluraler“ Basis hätte man in revolutionären Phasen des Marxismus

als unverträglich mit Marx' Intentionen abgelehnt, und nach 1917 hätte man es als 'Revisionismus' oder Schlimmeres verfolgt. 100 Jahre nach der Oktoberrevolution und 30 Jahre nach der 'Wende' ist eine solche Einstellung bzw. Selbstverortung bereits nach den Kriterien positiver bürgerlicher Wissenschaft daneben und benötigt für eine passende Charakterisierung gar keine Referenz mehr auf Marx: „Die intensive Suche nach einem funktionierenden Modell lässt völlig aus dem Blick geraten, wie sehr das zu beschreibende Original bereits ächzt und stöhnt.“ („Verriss“, Schlusssatz des Abschnitts 5).

Müller überschätzt gewaltig sowohl seine eigene Bedeutung als auch diejenige seiner Strömung, wenn er den „Verriss“ vom Juli 2020 primär als (womöglich rein persönlichen) Angriff auf sich versteht. Inhalt, zeitliche Abfolge und Umfang der ökonomiekritischen Beiträge zu Exit! und exit-online von Claus Peter Ortlieb und mir lassen klar erkennen, dass sie auf einflussreiche bürgerliche Theorieansätze und Moden zielen. Dabei gerät der zeitgenössische Marxismus ins Schussfeld, wo er mit diesen einen (partiellen oder vollständigen?) Frieden gemacht hat. Diese Linie wird auch die vorliegende Antwort auf Müllers Replik fortsetzen. Sie setzt sich primär mit allgemeinen ökonomischen Denkmustern auseinander, die auch(!) in Müllers Replik mehr oder weniger klar durchschimmern. Sie ist daher länger geworden als zuerst gedacht, erbringt aber – hoffentlich – auch Erkenntnis, die über die Inhalte von Debatten im Dunstkreis des Marxismus hinausgehen. Öfter wird dabei auf drei frühere Beiträge Bezug genommen. Der (auch zeitlich) erste bezieht sich fast nur auf die Neoklassik und wird im folgenden mit diesem Wort zitiert.<sup>6</sup> Ein zweiter, referiert als 'Profirate'<sup>7</sup>, befasst sich mit dem sog. Neoricardianismus, weil dessen Begründer Piero Sraffa vielen bürgerlichen Kritikern des neoklassischen Mainstreams als „herausragend [...] [unter den] [...] Pionieren kritischen Denkens in den Wirtschaftswissenschaften“ (Steve Keen) erscheint, damit starke Sogwirkung auf die Reste des Marxismus ausübt und sie zunehmend aufsaugt. Müller schwenkt in seinem Buch tendenziell in diese Richtung, wenn er auf S.300 Marx' Reproduktionsmodelle als „Vorstufe[!], ein[en] Schritt hin zu den grandiosen[!] Input/Output-Modellen Leontjews“ versteht. Auf diesen bauen neoricardianische Rechenmodelle auf, so dass eine Kritik dieser Strömung sehr schnell zu einer Kritik heutiger marxistischer Ökonomie führt. Die dritte Publikation ist das Buch 'Kapital als Fiktion', referiert als 'KaF'<sup>8</sup>. Es spannt aus wertkritischer Sicht einen Bogen über die Theoriegeschichte von der Klassik bis zu einer sich 'Econophysics' nennenden Finanzmarkttheorie im Stil einer „Börsenmechanik, in der die Welt nur noch aus Geld besteht“<sup>9</sup>, die offen jeden Anspruch auf gesamtwirtschaftliche Erklärungskraft aufgibt und nur noch „Strategien für das Überleben eines Subjekts in der dritten Natur der modernen Börsenwelt sucht.“ (KaF:297).

Den modernen Finanzkapitalismus zu behandeln, wird unter Ökonomen desto unpopulärer, je größer der in den Finanzmärkten angeeignete Mehrwertanteil wird, je stärker damit ihr Einfluss auf das Gesamtsystem und je verrückter die zugehörigen Verhältnisse. Auch in Müllers Buch erscheint auf S.270 in der Diskussion des Profitratentrends nur industrielles (variables und konstantes) Kapital im Nenner der Renditeformel, kein Finanzkapital. Soll damit berücksichtigt werden, dass (aufgrund objektiver ökonomischer Gesetze?) mittlerweile negative reale Renditen von Kleinkapitalen die positiven der Großkapitale 'kompensieren', so dass man das Finanzkapital samt seiner Profite als 'gemittelt null' ansetzen könnte? So lässt sich eine Bemerkung im zweiten Absatz der Replik deuten: „Zum Beispiel habe ich von Monopolen und Oligopolen und ihrer Preissetzungsmacht abstrahiert, wo ich mich zum Gleichgewicht äußere.“ Dass „Monopole und Oligopole“ längst auch (und gerade) die Finanzmärkte dominieren, würde in der Tat schlecht zu folgender in der Replik unter „ominöse Gleichgewichte“ wiederholter (und im „Verriss“ kritizierter) Auffassung passen, Börsen seien ein Beispiel für (noch?) ideale Märkte: „Börsenpreise bilden sich täglich auf der Grundlage von Angebot und Nachfrage der an der Börse gehandelten Produkte. Dort kann

man die Wechselwirkung zwischen Angebot und Nachfrage und Preisen täglich noch in fast reiner Form beobachten.“ Oder scheuen Müllers Modellbildungen wie aktuelle bürgerliche vor der finalen Konsequenz der Expansion der Finanzmärkte und Finanzmarktprofite zurück? *„Damit deutet sich ein Weg an, wie die ökonomisch-physikalische 'Wert'-Theorie auf ein sinnvolleres Gleis geleitet werden könnte: durch die Zusammenführung zweier Ansätze, die schon seit dem 19. Jhd. nebeneinander existieren. Einer davon ist der ökonomische Gehalt des 'Kapital', und der andere ist die klassische Thermodynamik. Damit lassen sich die ökonomisch-physikalischen Analogien wie folgt auf einfache und allgemeinverständliche Weise zu Ende denken. Im ersten Schritt wäre der 'Wert' als Gegenstück der Dampfenergie zu identifizieren und im zweiten Schritt das Finanzwesen mit dem Dampfkessel. Im dritten Schritt wäre die Dampfenergie auszustatten mit einer Eigenschaft, die in der Physik so selten ist wie in der Ökonomie allgegenwärtig, nämlich mit der Fähigkeit, sich aus eigener Kraft endlos und unbegrenzt exponentiell zu vermehren. Vierter und letzter Schritt wäre die Berechnung des finalen (Gleichgewichts-?)Zustands, dem ein derartiger Kessel zustrebt, wenn er sich selbst überlassen bleibt. Sollte die Rechnung schwieriger werden als erwartet, könnte man sie als Doktorarbeit vergeben. Vielleicht erbrächte diese auch noch Erkenntnisse hinsichtlich des sachgemäßen Umgangs mit einem solchen Kessel?“* (KaF:306f.)

Die Wert-Abspaltungskritik ist schon lange der Meinung, man solle diesen Kessel samt aller umgebender Maschinerie (den heutigen Finanzkapitalismus) abschalten und zwar schnellstens – statt im Nebenraum unter Einsatz wertvoller qualifizierter Arbeitskraft über seine Thermodynamik zu theoretisieren und wirksamere Überdruckventile zu entwerfen. Auch wenn Müller in der Replik einige Schwierigkeiten mit dem Verständnis „physikalischer Prozesse“ und dem „Messen“ offenbart, könnte er sich von dort einen Anstoß holen, am Abschalten mitzuwirken. Schon allein deshalb, weil nur eine rechtzeitige Kesselabschaltung den ausgearbeiteten „pluralen“ Theorien noch Chancen auf dauerhafte friedliche Koexistenz im Museum neben den historischen Werbeprospekten und Betriebsanleitungen des Kessels beließe. Überlässt man den Kessel sich selbst, wird von allem Genannten wenig übrig bleiben. Für das Aussprechen einer Abschalttempfehlung sollte bereits diese Überlegung ausreichen.

## **2. Die Ware und die „Warenproduktion“**

Müller versucht offen zu halten, wo genau im Spektrum der „Marxianer“ (Buch:18) er sich verortet. Dabei unterlaufen ihm schon auf bibliographischer Ebene Ungenauigkeiten des Typs, die er anderen vorwirft. Auf dieser S.19 kritisiert er, eine auf S.18 eingeführte „Neue Marx-Lektüre NML“ nehme nur Debatten „in Zeitschriften wie 'Prokla', 'Krisis', 'Exit', 'Das Argument'“ wahr und ignoriere diejenigen „in ‚Z‘, ‚Marxistische Blätter‘, ‚Sozialismus‘, wo auch Autoren der ‚alten‘ Marx-Lektüre zu Wort kommen“ (und wo er selber nicht wenig publiziert hat). Er schreibt nicht, wie er auf die (in Fußnote 2 des „Verriss“ angesprochene) seltsame Idee kommt, „Prokla, Krisis, Exit, Das Argument“ über einen Kamm zu scheren und zu einer einzigen Strömung zusammenzufassen, aber er macht am Ende derselben Buchseite 19 immerhin klar, was er mit „alter Marx-Lektüre“ meint und welcher Marx-Rezeption er sich zugehörig fühlt: „Man lese die Lehrbücher der Politischen Ökonomie des Kapitalismus, die in den sozialistischen Ländern erschienen sind, und vergleiche ihren Inhalt mit dem der drei Bände des ‚Kapital‘ und den ‚Grundrissen‘. Wer dabei auch nur auf die geringste Dissonanz der Grundaussagen stoßen wird, dem vermache ich als Finderlohn die goldene Taschenuhr, die ich von meinem Urgroßvater geerbt habe.“ In der Replik hält er es nun für notwendig, die Zeitschrift ‚Das Argument‘ aus der (kritisierten!) Phalanx mit Prokla, Krisis und Exit! herauszunehmen, da dies „eine unverzeihliche Verkennung der wissenschaftlichen Leistungen Wolfgang Fritz Haugs“ wäre. Daran ist zumindest richtig, dass schon Titel wie „Pluraler Marxismus“ (von Haug herausgegebene

Sammelbände im Argument-Verlag) wenig gemein mit den Inhalten bei Exit! haben (aber auch wenig mit den Inhalten von DDR-„Lehrbüchern“). Wie es im Streit der Strömungen neben „Entstellungen, Unterstellungen und Diffamierungen“ (Buch:20) auch zu solchen Inkonsistenzen im Verständnis einzelner Schriften (von Marx über 'Das Argument' bis Müller) kommen kann, hätte Müller im „Verriss“ nachlesen können: Verständlich wird es aus der „von Exit! vertretene[n] Sicht eines 'doppelten' ('exoterischen' und 'esoterischen') Marx, der seinen Gegenstand (die Politische Ökonomie als Teil des Kapitalismus) in einem Zug 'verbessert' und kritisiert, weil beides so wenig voneinander trennbar ist wie Theorien von ihrem Gegenstand.“

Die Untrennbarkeit besteht, solange man kapitalistische Warenproduktion als wesentliches Element einer Gesellschaft versteht, das unauflösbar mit ihren anderen Bestandteilen verknüpft ist, darunter ihrer (Pseudo-)Wissenschaft von sich selbst. Eine Trennung wird möglich, sobald die Warenproduktion als ein separierbares Element mit spezifischen Gesetzen behandelt wird, das mit (mäßigen) Modifikationen in diverse Gesellschaftsordnungen integrierbar sei. Dies führt zu Formen der Theoriebildung, die Lohoff (s. oben) als krude und unausgegorene Aufspreizung „in marxistische Soziologie, marxistische Staatstheorie, ... marxistische Ökonomie...“ beschrieb.

Dass Müller letztere Linie verfolgt macht er klar, indem er in der Replik Formulierungen wie die folgende von Buchseite 149 weiterführt: „Beim Übergang von der allgemeinen, der einfachen zur spezifisch kapitalistischen Warenproduktion zerfällt die erste nicht.“ Die Replik ergänzt hierzu: „Die Warenproduktion hat sich nach und nach mit der Blüte und dem Zerfall der Urgesellschaft durchgesetzt.“ Dies erneuert nicht die Aussage auf Buchseite 189 über „gesellschaftliche Arbeit ... vor 100.000 Jahren“, unterstellt aber die Existenz von „Warenproduktion“ mit ihren eigenen Gesetzen immer noch in (fast) allen je bestehenden Gesellschaften seit Beginn der Zivilisationsgeschichte – ohne dass ihn dies daran hindert, sich drei Zeilen höher gegen die Bezeichnung seiner Auffassung von Warenproduktion als „ahistorisch“ zu verwahren. Wenn man seiner Betrachtungsweise folgt: warum vermeidet er dann nicht (wie im „Verriss“ empfohlen), den ein System suggerierenden Ausdruck 'Warenproduktion' und spricht stattdessen von (einzelnen, einfachen oder sonstwie charakterisierten) individuellen 'Warenproduzenten' und 'Händlern'? Damit könnte er der Frage nachgehen, wo (logisch wie historisch) zufälliger Austausch in systematischen übergeht, für den bereits 'produziert' wird, und wie sich die „Sphären“ (s. weiter unten) von Produktion und Zirkulation trennen. Womöglich könnte er als erster eine „plurale“ Betriebswirtschaftslehre entwickeln, die insbes. seine Auffassung weiterführt, die Inhalte des 'Kapital' seien (zumindest weitgehend) historisch zu deuten. Stattdessen stellt die Replik zwei (repräsentative?) Warenproduzenten nebeneinander, um zu begründen, dass sogar der Begriff des Mehrwerts über die kapitalistische Produktionsweise hinaus Sinn habe: „Werden ein kapitalistisch und ein handwerklich erzeugtes Produkt zum gleichen Preis (Wert) am Markt abgesetzt – die Vorstellung ist keineswegs willkürlich – dann eignet sich der Handwerker den gesamten Neuwert inkl. den Mehrwert an, während der Kapitalist sich 'nur' den Mehrwert in die Tasche steckt.“

Die Unterstellung, sog. einfache und kapitalistische Warenproduzenten nebeneinander würden bis auf zweitrangige Modifikationen denselben Gesetzmäßigkeiten unterliegen, insbes. also damit auch denselben eng an die in der Ware verkörperte Arbeit angelehnten Verkaufserlös erzielen, wirft die Frage auf, wer oder was diese Gesetzmäßigkeiten schafft. Die Warenproduzenten können es nicht mehr sein, wenn man nicht vollständig im Kreis argumentieren und die „Warenproduktion“ *komplett* von der sie umgebenden Gesellschaftsformation trennen will. Diese Gesellschaft kann es ebenso wenig sein, wenn die Grundgesetze der Warenproduktion dieser eigen, also von Eigenarten der Umgebung weitgehend unabhängig sind. Es muss ein außergesellschaftliches 'Äußeres' sein, so wie Elektromotoren Naturgesetzen folgen, die weder durch das Fungieren der Motoren noch durch das vorherige Theoretisieren der Konstrukteure beeinflusst werden können (wie

passt dies zu der „alten“ marxistischen Vorstellung von der ökonomischen 'Basis' und einem von ihr bestimmten, insbes. staatlichen 'Überbau'?) Produzenten müssten nebeneinander und weitgehend unabhängig voneinander irgendwelchen (aber denselben) übergeordneten Gesetzen folgen, ohne die Gesetze und damit Verhaltensweisen der ‚Anderen‘ beeinflussen (oder gar konstituieren) zu können. Damit ist man im Bild der 'repräsentativen Firma' nach Marshall, die sich wie alle anderen Firmen in einem fertig eingerichteten System (in der Physik: Universum) betriebswirtschaftlich optimiert, und zwar in gleicher Weise wie alle anderen. Faktisch wird damit BWL statt VWL betrieben. Infolge des Fehlens von Rückwirkungen lässt sich danach das Verhalten dieser (bzw. jeder) Firma hochrechnen zu einem Verhalten des Gesamtsystems, das nur eine simple Summe aller (gleich repräsentativer) Firmen ist. Welche Resultate ein solcher Ansatz hervorbringt, ist anderenorts beschrieben: *„Paradoxa‘ in ihrer Theorie fallen zwar immer wieder auch akademischen Ökonomen auf [...] Obwohl Einzelfirma und Gesamtsystem mit demselben Begriffsapparat behandelt werden, erscheinen die Paradoxa gerade dann geballt, wenn versucht wird, beide Ebenen zu verbinden.“* (Neoklassik:1)

Der „NML“-Autor Heinrich transferierte die Idee der repräsentativen Firma in den Marxismus und 'bewies'<sup>10</sup> damit, dass ein Anstieg (statt eines Falls) der Profitrate gesetzmäßig sei, zumindest in (s)einem Denken, das er für eine „Abstraktionsebene von Marx“ hält. In Heinrichs Konstrukt spart eine Firma durch Nutzung einer ohne Rückgriff auf Dritte eingeführten Erfindung mehr variables Kapital ein, als an zusätzlichem konstanten Kapital anfällt. Dadurch sinkt ihr Gesamtkapital  $v+c$ , woraus über einige Zwischenschritte eine dauerhafte Steigerung der Profitrate gefolgert wird, erst in der Branche und dann im Gesamtsystem, der Verbreitung der neuen Technik folgend. In solchen konkreten Konstrukten werden die Absurditäten des betriebswirtschaftlichen Herangehens sichtbar. Die offensichtlichste hier ist, dass alle Kapitale bis hin zu den kleinsten kontinuierlich die Verringerung ihres Kapitals betreiben. Wie entstanden sie dann jemals? Alle für das  $c$ -Wachstum erforderlichen Rohstoffe und Produktionsmittel stehen so selbstverständlich zur Verfügung, wie man ignorieren kann, was die mit allgemeiner  $v$ -Absenkung verbundenen Massenentlassungen bewirken (für weiteres s. KaF:205ff.). Überlegt man so konkret die (absurden) Konsequenzen einer Existenz übergeordneter universeller Gesetze für die (einzelnen oder vereinzelt?) Warenproduzenten, versteht man, warum Müller zwischen Abgrenzung gegen und höchstem Lob für die Zeitschrift 'Das Argument' schwankt. In der Replik grenzt er sich auch von Heinrich ab, obwohl er das beschriebene Gedankengut unbemerkt mit ihm weiter teilt. In solche Konflikte gerät jeder Versuch, das von antagonistischen Widersprüchen durchsetzte System 'Kapitalismus' sowohl vollständig als auch rational (im Sinne bürgerlicher Wissenschaft) zu erfassen. Dem entkommt Heinrich so wenig wie Müller: Während in seinem zitierten und als Doktorarbeit(!) anerkannten Buch alle Kapitale separat und unabhängig voneinander kontinuierlich ihr Kapital vermindern, hält er anderswo folgendes für richtig: „Auf diese Situation stößt man normalerweise bei der Untersuchung der Profitrate: z.B. der gesamte Mehrwert der Ökonomie wächst und das gesamte eingesetzte Kapital wächst ebenfalls.“<sup>11</sup> Welche dieser Aussagen sollte in eine „plurale“ Ökonomie übernommen werden? Beide?

Ähnlich sind Müllers Betrachtungen über „Warenproduktionen“ gezwungen, zur Methode des selektiven Ausblendens störender Elemente zu greifen. Phänomene wie Lohnarbeit, Geldwirtschaft und Weltmarkteteiligung legen nahe, auch die Verhältnisse im RGW als Warenproduktion (bei Maoisten: 'Staatskapitalismus') zu sehen. Tatsächlich kamen in der RGW-Spätzeit Debatten über 'Sozialistische Warenproduktion' oder gar 'Sozialistische Märkte' mit der Stoßrichtung auf, ob man solches nicht einrichten solle oder dies gar schon getan habe. Da einschlägige Inhalte nicht mehr bis in die „Lehrbücher“ vordrangen, kann hier nur exemplarisch auf (weit ausholende) Texte von Gegnern solcher Entwicklungen im Westen verwiesen werden.<sup>12</sup> Warum geht Müller nicht auf diese Debatten und die ihnen zugrunde liegenden Realitäten ein, nachdem er im „Verriss“ darauf

gestoßen wurde? Im Buch (S.182) schreibt er noch explizit: „Die Größe des Wertes ist die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit zur Herstellung einer Ware und entspricht dem Kehrwert der gesellschaftlich normalen Arbeitsproduktivität. Dies gilt stets, egal ob die Ware in einem handwerklichen Betrieb der einfachen Warenproduktion, in einem kapitalistischen Betrieb der freien Konkurrenz oder unter monopolistischen, staatsmonopolistischen oder sozialistischen Bedingungen hergestellt wird.“ In der Replik erwähnt er den „lustigen Vorschlag Hüllers, die Monopole und Oligopole hätten doch die Marxschen Reproduktionsmodelle gut studieren und richtig anwenden können“, klammert dabei aber vier Worte in meiner Empfehlung aus. Sie sprach einen größeren Kreis an als nur Monopole und Oligopole, nämlich „die Monopole und Oligopole (oder wenigstens die Planungsbürokratien)“ und endete mit der Frage: „Warum nur klappte es nicht?“ Befassung damit hätte maoistischen Einschätzungen des RGW ebenso nachgehen können wie der Frage, wie weit sich eine von weitgehend bis gänzlich staatsgesteuerten Großkonzernen (Bahn, Lufthansa, VW, 'systemnotwendige' Banken) durchgesetzte Wirtschaft überhaupt noch von derjenigen des späten RGW unterscheiden kann.

### **3. Der Zwang zum 'Mehr' ist schlimmer als eine ordentliche Ausbeutung**

Direkt unter der Überschrift „Einfache und kapitalistische Warenproduktion“ nennt Müller als ein (wichtiges oder gar einziges?) Charakteristikum („trifft nur zu auf“) der *kapitalistischen* Warenproduktion, dass es darin „Aneignung unbezahlter lebendiger Arbeit“ durch die Kapitalisten und damit „Ausbeutung der Lohnarbeiter“ gebe. Damit bindet er die Begriffe der Mehrarbeit und des Mehrwerts an einen antagonistischen Gegensatz zwischen diesen Klassen: '(noch) mehr' für die einen bedeutet unvermeidlich '(noch) weniger' für die anderen. Dies kollidiert mit dem andernorts eingenommenen und bereits zitierten Verständnis des Werts als einer in Waren verkörperten reinen Quantität, nämlich an abstrakter Arbeit, die in lohnarbeitsfrei gedachter einfacher Warenproduktion genauso existiere wie im Kapitalismus (und damit mutmaßlich seit der Steinzeit). Diese – scheinbar neutrale und noch konstruktiv wendbare – Position sähe *Mehrwert* als simples Quantum Arbeit(szeit) über irgendein irgendwie irgendwann definiertes 'Normalmaß' hinaus, weshalb die Neoricardianer dafür bis heute das Wort 'Überschuss' gebrauchen (ohne zu bemerken, dass sie damit Kapitalverwertung als sinnlose Tätigkeit einstufen). Dieses Verständnis benötigt weder Konflikte noch die damit unvermeidlich verbundenen Gegner. Nötig ist nur irgendein Vergleich: mit 'gestern', mit 'Amerika' oder mit dem 'Kollegen Meyer'. Kein Wunder, dass Müller Schwierigkeiten hat, den Mehrwert in das Handwerk (stellvertretend für einfache Warenproduktion) einzubauen, beginnend mit der Bemerkung: „Komplizierter ist, da hat Hüller recht, ein Kriterium für die Abgrenzung zwischen Mehr und Notwendigem zu finden.“ Es ist nicht „komplizierter“ sondern *unmöglich*, solange der *Mehrwert*begriff vom Lohnarbeitsverhältnis und dem zugehörigen Verwertungszwang getrennt wird. Ohne den (teils auch nichtökonomisch durchgesetzten) Zwang, dass die Arbeiter ein von ihnen separiertes 'Kapital' kontinuierlich nicht nur erweitert(!) reproduzieren, sondern beim 'Erweitern' darüber hinaus noch Konkurrenten ausstechen, könnten sie (wie im „Verriss“ vorgeschlagen) die Grenze des 'normalen' bei einem *selbstgesetzten* „Ziel“ setzen, wonach das 'Mehr' spurlos verschwände. Denn wer müht sich ohne Zwang für etwas ab, an dem er nicht interessiert ist? Nach dem Begriff des Mehrwerts und der Mehrarbeit bliebe damit auch derjenige der durch eine Zeit (statt durch stoffliche Ergebnisse) charakterisierten („abstrakten“) Arbeit auf der Strecke. Und danach vielleicht sogar die zugehörige Realität?

Müllers zitierter Zweifel kommt nahe daran heran, aus der ökonomischen Pseudophysik der Werte, Preise, physischen und Arbeitsmengen in Richtung einer Gesellschaftstheorie auszubrechen, was ihm nicht vorzuwerfen ist. Vorzuwerfen ist ihm aber, dass er den im Arbeitsmarkt entdeckten Antagonismus nicht in den anderen Märkten auffinden kann.

Denn in jedem Handel stellt sich der eine Teilnehmer in der Geldrechnung besser und der andere in gleichem Umfang schlechter, sobald sich der Preis ändert. Wer sich besser stellt und wer schlechter, hängt davon ab, ob der Preis steigt oder fällt. Handel ist Verteilungskampf, ausgeführt in der dafür eingerichteten Institution 'Markt' und bilanziert in Geldbeträgen (Tauschwerten). Seine Dominanz in gesellschaftlichen Interaktionen lädt *alle* Teile der Gesellschaft mit Aggressionen auf, die in krassem Kontrast zu den ökonomischen Ideologien von (wenn auch nach Müller nur „tendenziellen“) Gleichgewichten stehen.

Von konkreten Partikularinteressen geleitete Ökonomen finden es manchmal positiv, wenn Preise (und mit ihnen 'die Kosten') sinken. Andere würden es vorziehen, dass dieselben Preise (und mit ihnen 'die Erlöse') steigen. Müller führt als Beispiel den Zins an: „Es gibt keinen Streit darüber, dass ein niedriger Zins unter bestimmten Bedingungen günstig ist für die Investitionen.“ Und einige Zeilen weiter: „Um im Beispiel zu bleiben: Man muss fragen, unter welchen Bedingungen und Gesamtkonstellationen sich die Zinsen positiv auf den Umfang der Investitionen auswirken und unter welchen Bedingungen und Gesamtkonstellationen nicht, was einschließt, den Zins nicht nur als Ursache, sondern auch als eine Wirkung der Investition zu begreifen.“ Ist damit gemeint, auch ein hoher Zins könne manchmal 'günstig für Investitionen' sein? Vermutlich; jedenfalls sind solche Argumentationen leicht in der Tagespresse zu finden. Frei nachgesprochen: 'der nun auskömmliche Zins stärkt die Kapitalbasis der Banken und erleichtert es ihnen, ihre verantwortungsvolle Aufgabe der Kapitalversorgung der Realwirtschaft zu erfüllen.' Interessant ist hier, dass auch Müller sich auf das übergeordnete Positivum „Investitionen“ zurückzieht anstatt zu analysieren, dass auch zwischen Kreditgeber und Kreditnehmer im Kreditmarkt ein antagonistischer Gegensatz besteht, der durch das Ausweichen in das Feld der „Investitionen“ nicht verschwindet. Mehr Profit steigert stets die Fähigkeit zum Investieren, die Frage ist: bei wem? Auch den Kampf um die Beute beherrscht das Prinzip, dass es nie ein Genug gibt und dass 'mehr' für den einen 'weniger' für den anderen ist. Um jedes Jota muss gekämpft werden und jedes Mal kann nur einer von beiden siegen. Ist das Wegreden des universellen Antagonismus wirklich kompatibel damit „darzustellen, wie die kapitalistische ökonomische Realität funktioniert als ein komplexes, widersprüchliches Ganzes, als Totalität, im Wechselwirken ihrer vielen Elemente und Kategorien“? (Müller)

Das Motiv des Zerrissenseins in Gegensätze bei gleichzeitigem Wegreden derselben Ebene höher oder tiefer findet sich in der Mainstreamökonomie von deren Beginn an. Schon Adam Smith konnte sich keinen Wohlstand der Menschheit vorstellen, sondern nur einen solchen von „Nationen“ genannten Teilen. Dass die Entstehung seines Werks in eine Zeit fällt, in der die (teils überhaupt erst in diesem Zusammenhang gebildeten) Nationen begannen, sich weltweit Kämpfe um dort lockende Beute zu liefern, motiviert zu einem Blick auf ihre innere Struktur. Innerhalb jeder Nation muss konstruktiv kooperiert werden, um andere Nationen effizient bekämpfen (und danach 'investieren') zu können. Eine der abscheulichsten alltäglichen Erscheinungsformen solcher 'Harmonisierung' ist der erst in der Neuzeit erfundene militärische Drill. Solange das nötige Ausmaß an Kooperation gesichert ist, darf aber zwischen Firmen, 'Part'eien und anderen Gruppierungen intern gefochten werden. Aufgabe der Ökonomen ist es, zumindest theoretisch den Fall auszuschließen, dass der Kampf aller gegen alle im Bürgerkrieg oder anderen Formen von zivilisatorischem Kollaps endet. Innerhalb einer Firma muss die Betriebsgemeinschaft bzw. -familie gewahrt bleiben, um sich gegenüber Konkurrenten zu behaupten. Solange dies gesichert ist, dürfen aber Abteilungen, Individuen etc. um Einflussphären, Posten etc. rangeln. Die Teilung der Arbeit schafft ständig neue Ebenen solcher Strukturen, deren Konstitution frappant an Müllers Dualismus des einerseits 'konstruktiven' (viel Ware aus viel Arbeit) und andererseits von „Ausbeutung“ und (Klassen-)„Kampf“ dominierten Begriff des Werts erinnert. Das Durchtränken aller Teile der Gesellschaft mit Aggressionen durch einige 100 Jahre Kapitalismusgeschichte reicht



mittlerweile bis in den Alltag, wo man sich unfallträchtige Rennen und sogar bewaffnete Auseinandersetzungen um Parkplätze oder um eine Position 6m weiter vorn im nächsten Ampelstau liefert. Endpunkt dieser Entwicklung müssten Massen von schizophren werdenden Individuen sein.

Der Dualismus des ununterbrochenen Durchkreuzens von Kooperation hier und Kampf dort erzeugt zahllose Varianten eines Denkens, in dem die gerechten Guten (man selber) gegen andere Böse stehen und gegen letztere unbedingt siegen müssen. Identitätsstiftung durch Abgrenzung vom 'Übel' praktiziert auch die Vorstellung der ausgebeuteten Arbeiterklasse als zukünftiger Weltretterin sowie die Kritik an Verhältnissen, in denen „Teile des von ihnen [den nichtmonopolistischen Produzenten; K.H.] erzeugten Mehrwerts durch monopolistisch niedrige Einkaufspreise zu den Monopolen umverteilt“ (Müller) werden. Kann man das nicht auch umgekehrt sehen? Etwa so: 'Dank günstiger Einkaufspreise kann der hochtechnologische Konzern noch höher technologische Forschung betreiben und damit sowohl dauerhaft das Klima retten als auch seinen Beschäftigten sichere und saubere Arbeitsplätze mit Tarifverträgen zu guten Löhnen bieten. Ganz anders als die schmutzigen Klitschen, wo billige und teils illegale Arbeitskräfte 12h täglich für zwei Drittel des Mindestlohns schufteln müssen.' Ein gelegentlicher Blick auf das Ganze oder wenigstens auf die andere Seite könnte womöglich die nächste der zahlreichen Scheußlichkeiten verhindern, die das Gute-vs.-Böse-Denk schon angerichtet hat, bisher gipfelnd in Antisemitismus und Holocaust.

Egal, wer an welcher Stelle welchen (partiellen) Sieg erringt: wie will man endlosen Kampf aller gegen alle mit allen verfügbaren Mitteln in formalen, d.h. insbes. geordneten „Modellen“ brauchbar abbilden? Und wie kann Müller sich noch an der Mainstreamökonomie orientieren, wenn diese einem „Klassenauftrag“ unterliegt, während die von ihm gesuchte „objektive Realität“ die Eigenschaften ihrer Modelle allenfalls „ermöglicht bzw. begünstigt“? Und wie will er folgendes Konzept realisieren, aus der Politischen Ökonomie gesellschaftliche Inhalte fernzuhalten: „Da ich mich aber vorrangig mit marxistischen Lesarten bzw. Interpretationen ökonomischer Probleme und Zusammenhänge auseinandersetze, sind gesellschaftlich determinierte Interessengegensätze vernachlässigbar. Sie kann es unter marxistischen Ökonomen nicht geben.“ Derartiges könnten Soldaten oder Techniker des Klassenkampfes schreiben, nachdem alle für ihr Vorhaben relevanten Grundsatzfragen geklärt sind. Was erneut die Frage aufwirft: „Warum nur klappte es nicht“? Vielleicht, weil man sich auch untereinander mit allen verfügbaren Mitteln bekämpft(e)?

#### **4. Modelle und Realitäten**

„Klassenauftrag“ hin oder her – Müller positioniert sich in der Replik verblüffend nah an der Mainstreamökonomie, was Modellierungen angeht. „Hüllers Kritik läuft ins Leere – er meint, die Eigenschaften eines 'bürgerlichen' Modells könnten nicht zugleich zutreffen für Marx' Modelle.“ Eine Kritik hätte „zeigen müssen, dass die von mir [d.h. Müller; K.H.] genannten Prämissen des Marxschen Modells falsch sind [...] Seine reproduktionstheoretischen Darstellungen enthalten nur die formalen Möglichkeiten des Gleichgewichts.“

Ein Modell beurteilt man nicht nach seinen Prämissen, sondern nach seinen Resultaten: sagt es beobachtete(!) reale Verhaltensweisen des modellierten Systems hinreichend(!) präzise voraus – und vermeidet es Voraussagen von Verhaltensweisen, die nicht beobachtet werden? Aus den Prämissen ableiten lässt sich nur das Verhalten des *Modells*: Welche Typen von Ergebnissen kann es (oder muss es zwingend) hervorbringen? Es folgt daraus nichts über die modellierte Realität und damit nichts über die Qualität des Modells. An dieser Stelle ist Empirie gefragt.

Nimmt man sich anstelle realer kapitalistischer Wirtschaft zunächst die

„wissenschaftliche“ Reflexion derselben vor, dann fällt innerhalb des „alten“ oder traditionellen Marxismus ein krasser Widerspruch zwischen gesellschaftstheoretischen und ökonomischen Einschätzungen auf: Während die Gesellschaft sich in die Klassen der 'Arbeiter' und der 'Kapitalisten' zerlegt und zunehmende Antagonismen zwischen diesen Klassen zu einer – häufig als gewalttätig erwarteten – Revolution treiben, soll das Produzieren unbeeindruckt von dieser Entwicklung Gleichgewichte (zumindest „tendenzielle“) realisieren können, d.h. neben den gesellschaftlichen Konflikten weiterlaufen wie Maschinen einer Firma, um die gerade eine Übernahmeschlacht tobt. Sogar der (dann sozialistische) Staat soll sich dazu eignen, von den Arbeitern übernommen und gegen die Kapitalisten gewendet zu werden (statt umgekehrt). Lohoff beschrieb dies (s. Zitat oben) als Aufspreizung der Theorie in voneinander getrennte Sphären, Robert Kurz als „Sozialismus des Adjektivs“. An dieser Stelle gibt es in der Tat fundamentale Differenzen zwischen Marxismus und Wertkritik (gar nicht zu reden von den fundamentalen Differenzen zur Wert-Abspaltungskritik, die den *Androzentrismus* beider kritisiert). Letztere kennt diese Sphärentrennung nicht, weil 'Wert' wie 'Kapital' als ein Zustand der Gesellschaft gesehen wird, der in seiner Totalität zu beschreiben ist und der insbes. nicht auf Preisgesetze (Maschinenanalogie: Treibstoffzuteilungen) reduziert werden kann.

Erst nach Akzeptanz der Sphärentrennung lässt sich die Frage behandeln, welche Inhalte in den mittlerweile reichlich vorhandenen Modellen und Rechnungen „sozialistischer“ Ökonomen stecken. Stimmt tatsächlich Müllers Aussage, Marx habe „Bedingungen [...] genannt“, unter denen das Gleichgewicht als „Möglichkeit“ realisiert werden, d.h. eine kapitalistische Ökonomie dauerhaft akzeptabel funktionieren könnte? So kann man in der Tat einzelne Rechnungen deuten. 'Nachweis einer Möglichkeit' ist aber ein sehr schwaches Ergebnis, ganz besonders dann, wenn es eine rechnerische Möglichkeit innerhalb eines selbstgemachten Schemas und an „Bedingungen“ geknüpft ist, deren Eintreten auch nur postuliert werden kann. Dies entspricht in der Technik der Aussage 'Das Auto kann am Ziel ankommen (sofern es nicht aus einer Kurve fliegt, auf der Fahrt abbrennt oder das Benzin ausgeht)'. Über „Möglichkeit“ hinausgehende Nachweise kann bzw. konnte die einschlägige Literatur schon allein deshalb nicht erbringen, weil sie fast nur aus Beispielrechnungen besteht, in denen postulierte Formeln irgendwelche aus der Luft gegriffene Zahlen verarbeiten, ohne dass man sich um die logische oder wenigstens die mathematische Struktur des verwendeten „Modells“ kümmert. Erscheint irgendwo ein Holperstein, wird ohne nachzudenken wahllos alles hinein und durcheinander gemengt, was an Begriffen (real: Meinungen) greifbar ist. In Müllers Replik binnen weniger Zeilen: „notwendig, aber keineswegs hinreichend“ (ohne Behandlung der Frage 'realisierbar?'), „auch wenn [...] wertmäßig“, „wenn ein Investor nicht exakt die Maschine wünscht [...]“, „Qualitäts- oder Gestaltungsmerkmale(n) der Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstände“. „Bedingungen“ noch und nöcher, die das Ergebnis in die eine oder in die andere Richtung ziehen können. Hat jemand (wie Rosa Luxemburg) „Schwierigkeiten“ damit, dann nur solche, „Marx an dieser Stelle zu verstehen“.

Es lohnt deswegen an dieser Stelle einmal vorzuführen, wie simpel (auf Grundschulniveau) auch elaborierteste Gleichgewicht(smodell)e aushebelbar sind. Eine Technik (betrieblich) oder ein Stand der Produktivkräfte (gesamtwirtschaftlich) verknüpft physische Inputs in fixen Relationen: sind für 100km LKW-Transport 30l Diesel erforderlich, dann 60l für 200km etc.. Unabhängig vom Umfang der Operation bleibt das Verhältnis der Zahlen konstant. Man unterstelle jetzt ein System (egal ob die Daten einer Statistik entnommen oder erfunden sind), in dem alle Outputs irgendwo eine (egal welche) Verwendung finden, auf die nicht verzichtet werden kann, möglichst Betrieb für Betrieb bzw. Branche für Branche.<sup>13</sup> Es ist dann nicht mehr möglich, eine seiner Branchen auf Kosten einer anderen zu vergrößern. Dann wähle man zwei Waren und bestimme das Mengenverhältnis, in dem sie gesamtwirtschaftlich als Inputs auftreten. Sollte das

Ergebnis (als Beispiel) in irgendeiner (egal welcher) Einheit 2:1 sein, erfinde man eine Branche, die beliebige Inputs *mit Ausnahme der zwei ausgewählten Produkte* verbraucht und letztere nebeneinander im Verhältnis 3:1 erzeugt. War das System vor Hinzufügung der letzten Branche im stofflichen Gleichgewicht, ist das vergrößerte nicht mehr in einem solchen, und es kann auch nicht dadurch in ein solches versetzt werden, dass man das Größenverhältnis von ursprünglichem System und zusätzlicher Branche modifiziert (Arbeit und natürliche Ressourcen zwischen beiden Teilen umverteilt). Egal womit man herumhampelt: vom ersten der zwei Produkte wird immer etwas übrigbleiben, egal wie weitere Details gestaltet sind. Das Verfahren ermöglicht es, aus *jedem* von irgendeinem Ökonom vorgelegten System, das im stofflichen Gleichgewicht ist, *unendlich viele ähnliche* Systeme zu konstruieren, die es nicht sind.

Eine so simple Konstruktion wird man in der ökonomischen Literatur aus zwei Gründen nicht finden. Erster Grund ist, dass Ökonomen (auch klassenbewusste 'sozialistische') prinzipiell davor zurückscheuen, am Kapitalismus *irgendwas* zu entdecken, das ihn funktionsunfähig machen könnte. Zweitens wäre am beschriebenen Konstrukt die Herstellungsmethode noch leicht erkennbar, was Debattengegnern ermöglichte, die Konstruiertheit als Argument zu verwenden (ein allerdings leicht behebbarer<sup>14</sup> Mangel). „Möglich“ aber ist das reale Auftreten einer Zahlenkonstellation obigen Typs jederzeit, und ihre Wahrscheinlichkeit ist exakt gleich der Wahrscheinlichkeit aller anderen Sätze gleich vieler Zahlen, die durch ökonomische Beispielrechnungen schwirren. Denn Müller nennt letztlich keine Gründe bzw. Kräfte, die irgendein Gleichgewichtsideal realisieren könnten oder gar müssten. Er schreibt zum marxistischen Ideal, die Tauschwerte zweier Waren(aggregate) sollten sich verhalten wie ihre Arbeitswerte: „Nach Marx entspricht der Preis – der Geldausdruck<sup>15</sup> einer Ware – dem Wert, wenn Angebot und Nachfrage nach einer Ware übereinstimmen.“ Direkt davor schreibt er: „Man muss beachten, dass das Angebot stets ein Angebot zu bestimmten Preisen und eine Nachfrage eine Nachfrage zu bestimmten Preisen ist.“ Die Ideale begründen sich so wechselseitig und daraus wird eine (unbegründete) Existenzbehauptung fabriziert: „Vor allem[!] *gibt es Kräfte* – die Preis-Angebots-Nachfrage-Wechselbeziehungen – die zum Gleichgewicht drängen, ohne es i.d.R. erreichen zu können.“ (Hervorhebungen K.H.). Das mit „Wechselbeziehungen“ endende 3-Bindestriche-Wortungetüm schafft ein strukturloses Begriffsmonster. Die drei Federstriche für die drei Bindestriche lassen alle Kausalitäten zwischen seinen Bestandteilen verschwinden, so dass es danach als Ganzes agiert: Alles wird eins, und eine unsichtbare Hand regelt es zum Besten. Was davon mit Marx begründbar ist (und was nicht), mag offen bleiben.

## 5. Ökonomische Pseudophysik

Wie Müller zutreffend schreibt, verband die Klassik incl. Marx den Begriff 'Gleichgewicht' damit, dass Waren gemäß der enthaltenen Arbeit bezahlt werden sollten. Es fiel jedoch schnell auf, dass bei Auftreten konstanten Kapitals dies im Regelfall zu zwischen den Branchen variierenden Renditen führt. Als weiteres Ideal wurde postuliert, Preise sollten sich so einstellen, dass in allen Branchen dieselbe Rendite entsteht. Sowohl Ricardo als auch Marx erkannten den Konflikt zwischen beiden Forderungen und versuchten, ihn quantitativ kleinzureden. Seine Beseitigung ist zwingend, da die Existenz einer Mehrzahl Gleichgewichte der im Gleichgewichtsbegriff versteckten Vorstellung von Eindeutigkeit widerspricht. Manche bürgerliche Ökonomen nutzten dies später in Auseinandersetzungen mit Marxisten weidlich aus, während die positive Theoriebildung des neoklassischen Mainstreams (bei Marx: „Vulgärökonomie“) den Weg einschlug, Logik vollständig zu ignorieren, u.a. indem als neues Ideal die Maximierung eines Nutzens ('utility') postuliert wurde. Dies ersetzt den logischen Unfug durch einen mathematischen, der das Konzept uferlos auffächern lässt.<sup>16</sup> Müllers Konzept von 'Gleichgewicht' folgt dieser Linie (wenn

auch unter Nutzung anderer Begriffe), wenn die Replik „zwischen einem monopolistischen und einem nichtmonopolistischen Gleichgewicht“ unterscheidet. Welches ist 'das' richtige gemäß den „allgemeinen“ Gesetzen der Warenproduktion? Welchem strebt sie zu? Und warum nur „einem“? Müsste es nicht – dem Monopolisierungsgrad folgend – viele (letztlich beliebig viele) „mögliche“ Abstufungen geben: von 'leicht monopolistisch' über 'halb monopolistisch' bis 'vollmonopolistisch', in jeder Branche, zu jeder Zeit, in jedem Land anders? Die logische Struktur einer solchen Theoriebildung kopiert 1:1 die neoklassische (oder eher postmoderne?) Praxis (s. Fußnote 16), Vieldeutigkeit als aus 'Gesetzen' folgende Eindeutigkeit auszugeben und dann an diese Unterstellung fest zu glauben.

Offensichtlich ist eine Befassung mit den Grundbegriffen nötig. Wozu braucht man überhaupt Werte und wie ist dieser Begriff konstruiert? Formal ist der *Tauschwert* scheinbar eine ähnlich neutrale Mengenangabe wie 'die Masse' und ähnliches in den Naturwissenschaften. Dies verleitet dazu, gesellschaftliche Dimensionen auszublenden, da sich unabhängig von ihnen Zusammenhänge aufschreiben lassen. Eine in Litern doppelte Menge Milch weist auch die doppelte Masse und den doppelten Nährwert in cal. auf und ist mit der doppelten Summe Geld in € (oder \$) zu bezahlen. Analog ist der *Arbeitswert* konstruiert. In der (nach Litern, € oder sonstwas) doppelten Menge Ware soll die doppelte Arbeitszeit stecken, zumindest im Idealfall des „Gleichgewichts“. Eigenschaften, die so zusammenhängen, lassen sich zum Quantifizieren verwenden, andere (wie 'utility' oder 'Eisen rostet') dagegen nicht. Verhältnisse verwendbarer Mengenangaben wie Masse/Volumen (Dichte) oder Tauschwert/Masse (Kilopreis) charakterisieren gegebene Stoffsorten und können für die Unterscheidung der Stoffe genutzt werden. Erst der Begriff des „Monopols“ und damit verbundene Inhalte wie „Macht“ mischt eine gesellschaftliche Komponente hinein, so wie erst Arbeit Dinge zu Waren macht. Dies entfaltet in der Theorie die Widersprüche, die in der Gesellschaft als endloser Kampf aller gegen alle erscheinen. Ökonomische (nach Müller auch „marxistische“) Rechnungen wie Bilanzierungen ignorieren deshalb nach Möglichkeit gesellschaftliche Inhalte, was bereits hinreichend kritisiert ist (u.a. von Lohoff und Kurz, s. oben). Sind die Begriffsbildungen des Tausch- und Arbeitswerts aber wenigstens schlüssig, *nachdem* von gesellschaftlichen Inhalten abstrahiert ist? Kommen dann die nach Müller universell in allen Gesellschaften gültigen Eigenschaften „der Warenproduktion“ aus den Formeln in Gestalt von Zahlen zum Vorschein und worin bestehen sie?

Wichtigstes Ziel aller praktischer Ökonomie ist das 'Mehr'. Dieser Begriff ist also als erster zu klären. Ob eine von zwei Mengen 'mehr' oder 'größer' ist als eine andere (d.h. letztere 'weniger' bzw. 'kleiner'), wird bei zahllosen Gelegenheiten in vielen physischen Einheiten immer wieder neu ermittelt. Die Neoricardianer, deren Modelle auf den nach Müller „grandiosen“ Input/Output-Tabellen nach Leontjew aufbauen, behaupten, alle wesentlichen Inhalte der Politischen Ökonomie seien auf physische Relationen zurückführbar.<sup>17</sup> Warum plagt man sich dann in kapitalistischer Praxis wie in theoretischen Schriften mit 'Werten' ab, statt physische Einheiten unmittelbar zur Errechnung von Renditen, Wachstum und Renten zu nutzen? Die Antwort darauf ist sehr einfach: Es *gibt keine* 'physische' (Einzahl!) Einheit und daher auch kein 'physisches' Mehr bzw. Weniger. Nach Volumen sind die Mengen 'ein Liter Milch' und 'ein Liter Öl' gleich, nach Masse läge die Menge Milch leicht vorne (mit etwa 15%) und bzgl. der Eigenschaft Brennwert um Längen das Öl. Bevor mit Vergleichen überhaupt begonnen werden kann, muss eine Eigenschaft *ausgewählt* werden, und von dieser Wahl hängen die entstehenden Zahlenwerte ab. Blicke man bei physischen Eigenschaften, müsste man sich in der Tat dem nähern, was Müller als „Joan Robinsons Landkarte im Maßstab 1:1“ anführt. Die richtige Konsequenz aus dieser Beobachtung wäre aber nicht das Zurückschrecken davor, sondern das Ausweiten des eigenen (ökonomischen) Horizonts.

Im simplen Tausch müssen sich nur zwei beteiligte Individuen auf eine Eigenschaft

einigen, mit zunehmender Vergesellschaftung des 'Wirtschaftens' im Handeln letztlich aber alle auf dieselbe, so dass es ohne gesellschaftliche Dimension in der Eigenschaftswahl nicht gehen kann (es sei denn, jemand verordnet diese vorab als Teil der universellen Gesetze der „Warenproduktion“). An dieser Stelle hat die Ökonomie ein großes schwarzes Loch. Müller führt in der Replik an, was sich alles mit der „Quantitätsgleichung“ anstellen lasse, und will die „Einheit von Geldware und Geldzeichen theoretisch, d.h. logisch und historisch, und widerspruchsfrei erfassen und darstellen“. Müsste man da nicht als erstes eine Begründung für die *Existenz* des Tauscherts und für seine Konstruktion als quasi physikalische Eigenschaft der Waren(dinge) geben, bevor man über die aktuell vorhandene (woher stammende?) *Menge* der Gelddinge theoretisiert? Mit mehr Inhalt als einem hingeworfenen Verweis auf „Wirken der ökonomischen Gesetze“ oder dem Satz: „das Einfachste: Der Preis ist der Geldausdruck des Werts.“ Wenn die „Geldwaretheorie“ schon bis zu „Entstehung und Zirkulation der Ersatz[!]geldzeichen“ vorgedrungen“ ist, sollte sie auch erklären können, warum tagtäglich mühsam erarbeitete Waren gegen Symbole hergegeben werden, deren Fertigung noch nicht einmal mehr Druckerarbeit erfordert.

Über dem Quantitativen steht hier ein qualitativer Aspekt: Nicht jede Quantifizierung ist auf jedes Objekt anwendbar, beginnend bei simplen Rohstoffen der frühindustriellen Zeit. So lässt sich Erdöl oder Eisen kein 'Nährwert' zuschreiben, in dieser Einheit also gar kein quantitativer Vergleich mehr durchführen, sobald Mengen Öl oder Eisen beteiligt sind. Unter anderem deshalb kamen Technik und Naturwissenschaften noch nicht auf die Idee, alle Erscheinungen der materiellen Welt durch eine einzige Mess- oder Rechengröße erfassen zu wollen. Umgekehrt ist auf Dienstleistungen und Ergebnisse geistiger Arbeit im Regelfall kein einziges der vielen bekannten physi(kali)schen Maße anwendbar.<sup>18</sup> Um alle denkbaren (einschließlich noch unbekannter) Produkte quantifizieren zu können, muss eine Einheit *erfunden* werden, die nicht nur zahlenseitig ohne ein Vorbild in der natürlichen Welt ist, sondern darüber hinaus inhaltlich und logisch, indem sie auf alles und jedes anwendbar ist. Ist es wirklich plausibel, diese Konstruktionsleistung sei schon beim „Zerfall der Urgesellschaft“ (Müller) erfolgt und bis jetzt ohne wesentliche Neuerung übernommen worden? Noch frühen Hochzivilisationen war das moderne Aufrechnen von allem und jedem beim Nehmen und Geben und damit der Begriff des 'Äquivalents' weitgehend fremd.<sup>19</sup> Der damalige Umgang mit Gütern unterschied sich vom heutigen nicht primär dadurch, dass mit anderen Zahlen, an anderen Orten, mit anderen Maßstäben oder zwischen anderen „Klassen“ aufgerechnet wurde, sondern vor allem dadurch, dass die Verteilung materieller Güter ohne permanenten allgemeinen Aufrechnungszwang auskam – damit auch ohne den Zwang zum Erfinden einer dafür geeigneten Eigenschaft wie des Tauscherts, zugehöriger standardisierter Maßeinheiten wie € oder \$ und der Omnipräsenz zugehöriger Messinstrumente wie Münzen und Scheine.

Mit naturwissenschaftlich/mathematischer Methodik modellierende Ökonomen behandeln die kollektive gesellschaftliche Einbildung 'Wert' auf eine Art und Weise, die für die Behandlung von Naturphänomena entwickelt wurde. Dies ist faktisch ein Versuch, das eigene Denken vom eigenen Denken zu trennen, damit ersteres das letztere (oder umgekehrt?) aus gebührender Distanz 'objektiv' beobachten und charakterisieren kann. Ein solches Vorhaben muss unvermeidlich entgleisen und führt in günstigen Fällen in hoffnungslose Zirkel, im Regelfall in logischen und mathematischen Blödsinn (s. Fußnoten 16, 17, 22 und zugehörigen Haupttext). Die Reduktion der Betrachtungen auf nur eine Eigenschaft (Tausch-)Wert verschlimmert dies weiter, indem es aus ökonomischer Theorie alle „Komplexität ihres Untersuchungsgegenstandes“ (Müller) entfernt, die das Niveau 'ich mehr, du weniger' (Ausbeutung) und 'ich noch mehr, du noch weniger' („monopolistische“ Ausbeutung) übersteigt. Sie verhindert insbes., das Kriterium 'mehr' durch das stärkere weil inhaltliche Kriterium 'viel' oder die damit verwandten Begriffe 'zu wenig', 'genug' und 'überflüssig' zu ersetzen. 60g Brot ist 50% 'mehr' gegenüber 40g, ebenso 1,5kg gegenüber

1kg oder 150kg gegenüber 100kg, aber für Beurteilungen, was davon 'viel' oder 'genug' wäre, benötigt man mindestens eine von der Masse unabhängige weitere Bestimmung, z.B. den Nahrungsbedarf pro Zeitraum. Nach solchen Kriterien wären sowohl 1kg als auch 1,5kg Brot pro Tag 'genug' – aber nur für Menschen, nicht für Elefanten. Für beide wären 40g wie 60g 'zu wenig' – nicht aber für Mäuse.

Unmittelbar trifft diese Kritik allerdings nur bürgerliche und daran angelehnte Ökonomie, die sich mit der Bestimmung 'richtiger Preise' zufriedengibt. Der Marxismus kennt zumindest verbal noch das gesellschaftliche Phänomen der 'Arbeit' und die daraus abgeleitete quantifizierbare (bzw. dafür gehaltene) Eigenschaft 'Arbeitswert'. Mit deren Handhabung muss man sich befassen, wenn man verstehen will, wie Marxisten (darunter Müller) auf Vorstellungen kommen wie diejenige, dass eine sei „Geldausdruck“ oder „Erscheinungsform“ des anderen. Eine solche Betrachtung beginnt sinnvollerweise mit der Rolle der (deutlich größeren) Vielfalt quantifizierbarer Eigenschaften in den Naturwissenschaften. Schon erwähnt wurde, dass sie bei der Unterscheidung der Stoffe und Objekte hilft. Zugehörige Aussagen (z.B.: 'dieses Material ist Eisen') sind qualitativer Art. Die Kombination zweier Quantifizierungen zu Größen wie 'Dichte' (Masse/Volumen) oder '(Kilo-)Preis' (€/kg) ist die einzige Möglichkeit, aus Quantifizierungen 'Qualitäten' zu bilden: Zwar lassen sich Dichten oder Preise quantitativ vergleichen, d.h. *selber* auch(!) als Quantitäten *behandeln*, sie charakterisieren aber nicht Mengen eines Stoffs, sondern dessen Art. Daraus folgen Aussagen bzw. Beurteilungen qualitativer Art wie 'genug' von Objekten (>1kg/Tag) und Verhaltensweisen (ob ein Objekt in einer Flüssigkeit 'schwimmt' oder 'sinkt'). Auch um letzteres zu entscheiden, benötigt man nicht exakte Zahlenwerte der Dichten und überhaupt keine Aussage über Mengen an Flüssigkeit bzw. Objekten, sondern nur das qualitative Wissen, ob die Dichten in der Relation 'größer' bzw. 'kleiner' stehen. Umgekehrt verschwände mit der Vielfalt der Eigenschaften nicht nur die Vielfalt der Stoffe, sondern dazu die Vielfalt der Verhaltensweisen. Wären alle Dichten identisch, könnten Dichtebestimmungen nicht mehr zur Unterscheidung von Stoffen oder Objekten genutzt werden und es verschwänden die Unterschiede zwischen 'Schwimmen', 'Tauchen' und 'Fliegen'. *Alle* Eigenschaften dieses Typs verschwinden, wenn man die Betrachtung(en) auf eine einzige Größe begrenzt. Eine solche Welt würde maximal primitiv; dies vollzieht ökonomische Wissenschaft nach bzw. vor mittels ihrer Selbstbeschränkung auf den Tauschwert als einzigen Inhalt ihrer Theorie der Welt. Am Beispiel der Neoklassik ergeben sich dann Resultate wie dieses: „Individuelle Nutzenfunktionen können zu einer gesamtgesellschaftlichen Nutzenfunktion [social utility] hochgerechnet werden, wenn es in der Ökonomie nur einen Konsumenten gibt und wenn dieser stets nur eine Ware konsumiert.“<sup>20</sup>

Der Marxismus nimmt sich selbst die letzte Möglichkeit zum Ausbruch aus solcher Primitivität, indem er krampfhaft Tauschwert und Arbeit(swert) nicht nur *irgendwie* quantitativ verbinden will, sondern dafür eine spezielle Form wählt, die zumindest in Rechnungen alle Unterschiede entfernt. Die Postulierung strenger Proportionalität zwischen Tauschwert und Arbeitswert (egal ob als Regelfall, als Gleichgewichtsbedingung oder als 'Gravitationszentrum') läuft in Rechnungen darauf hinaus, dass beide Größen sich zueinander verhalten wie Pfund und Kilo oder € und \$. Inhaltlich läuft es darauf hinaus, die Verteilung der Produkte solle denselben quantitativen Regeln folgen wie die Aufteilung der Produktionsarbeit. Es ist offensichtlich, dass sich dies mit dem – von Müller für wesentlich gehaltenen – Element der „Ausbeutung“ beißt, weil diese beinhaltet, dass einer die mit *m* bezifferte (Mehr)Arbeit leistet und ein anderer sich die daraus entstehenden Produkte aneignet. In bester marxistischer Tradition (nach Exit!: in derjenigen des 'exoterischen' Marx) versucht Müller, den unauflösbaren Widerspruch im Begriffssystem *innerhalb* desselben aufzulösen (bzw. referiert Auflösungsversuche anderer) und gelangt zu Blüten wie: „Ist der Produktionspreis nur eine neue Form, in der der Wert erscheint, oder ist er selbst von Wertqualität?“ (Buch:180) neben „Ist der monopolistische Wert ein neuer

Produktionspreis?“ (Buch:183) Dies legt die Zusatzfrage nahe: Oder ist er gar der „eigentliche Wert“ (ebd.:180)? Auf den Kern der 'Logik' verkürzt: 'Ist dieser Wert ein Preis, oder ist jener Preis ein Wert, und was ist beides überhaupt?' So rächt es sich, dass die Begriffe Arbeitswert (bei Müller: „Wert“) und Tauschwert (bei Müller: „Preis“) verkürzt werden, um beides verschmelzen zu können. Was Müller an den zitierten Stellen vorführt, entspricht der folgenden Konversation zweier Chemiker vor Reagenzgläsern, in denen gerade eine Reaktion endete. Der eine: „Mir kommt es so vor, dass das Grün eigentlich blau ist“ und der andere: „In meinen Augen ist das Blau eher grün.“ Wer so argumentiert, sollte gegen sich selber den Vorwurf richten, jemand habe „Probleme [...] auch mit der Relativität der Begriffe und Kategorien. Dass man vieles aus unterschiedlichen Sichten wahrnehmen kann, erscheint [...] als Wirrwarr“. Damit Müller sich nicht persönlich angegriffen fühlt, sei noch vermerkt, was ein Chemiker ins Messprotokoll schriebe, der der noch weiter verkürzten Methodik bürgerlicher Ökonomie folgt: 'Die Reaktion bewirkte eine Zunahme der Farbigkeit um 9.2%.'

Die beschriebenen Blüten kommen zustande, weil ökonomisches Denken die reale Vielfalt der Welt in einen einzigen Begriff (des 'Werts') pressen will, der obendrauf noch meistens auf eine reine Rechengröße reduziert wird. In den Naturwissenschaften ist solches nicht nötig, weil man über eine Vielfalt qualitativer wie quantitativer Bestimmungen verfügt, aus denen man zur Behandlung konkreter Sachverhalte sinnvoll *wählen* kann. Als Briefbeschwerer können zahllose Objekte dienen, u.a. jedes halbwegs handliche Stück Metall. Es ist dabei egal, dass ein Kupferstück zusätzlich hohe elektrische Leitfähigkeit mitbrächte, ein Eisenstück ein magnetisches Moment und dass Alublech eine günstige Relation von mechanischer Festigkeit und Gewicht aufwiese. Um all das muss man sich erst kümmern, wenn Flugzeuge, Elektromagnete oder Stromkabel hergestellt werden sollen. Was konkret wichtig ist und was nicht, *entscheiden* diejenigen, die mit einem Problem *befasst* sind, nicht ein Dämon hinter dem Rücken aller.

Wer nur über 'den[!] Wert' verfügt, muss beim Auftauchen einer Vielfalt an Eigenschaften bzw. Erscheinungen zu einer Vielfalt an 'Werten' alias Tauschrelationen greifen. So folgt in der einen Schrift die Preisbildung dem marxistischen Wertgesetz, in einer anderen dem insbes. von den Neoricardianern hochgehaltenen 'Gesetz' des Profitratenausgleichs und in einer dritten oder vierten Schrift dem Wertgesetz einer dritten oder vierten ökonomischen Schule. Die Existenz einer Vielfalt voneinander (weitgehend) unabhängiger Erscheinungen in der realen Welt simuliert die Ökonomie durch das Entstehen einer Vielfalt sich widersprechender Schulen und Theorien, von denen jede die eigenen Resultate für die einzig richtigen (und häufig noch für die mathematisch einzig möglichen) hält. Dies alles im historischen Verlauf kontinuierlich modifiziert, z.B. in Abhängigkeit davon, ob (wo) „nichtmonopolistische“ bzw. „monopolistische“ Verhältnisse herrschen und wie weit sich der Einfluss dieses Sachverhalts gegen die Einflüsse jener Sachverhalte durchsetzen kann. Das einzelne bürgerliche Subjekt dagegen konfrontiert man mit „Gesetzen“, die es nicht beeinflussen und noch nicht einmal verstehen kann. „Richtig ist, dass Geld als Einheit von Wertmaß- und Tauschmittel auftritt. Doch die Wertmessung geht dem Tausch voraus, erfolgt ideell, – es bedarf der Anwesenheit des Geldes nicht – und kann auch unabhängig vom Tausch erfolgen.“ Möglicherweise meint die Replik hiermit, die Einbildung 'Wert' sei eine *kollektive*, die nicht neu in jedem einzelnen Tausch entstehe, sondern „hinter dem Rücken“ (Marx) der Individuen als Durchschnitt bzw. gängige Praxis, und dass erst solche Durchschnitte eine Aussagekraft hätten, nicht schon irgendeine Einzelbeobachtung. Aber „messen“ vor der Verfügbarkeit eines Maßstabs ist eine begriffliche Absurdität, ebenso die Vorstellung eines „inneren“ (unsichtbaren?) Maßes neben einem sichtbaren „äußeren“, das zu einem „anderen quantitativen Ausdruck“ führe. Unterstellt wird hier (nun hinter dem Rücken des Lesers), es gäbe nebeneinander *zwei verschiedene* Quantifizierungen, die zu beachten seien. Für diese wären dann aber zwei Maßeinheiten und zwei Maßstäbe nötig, eine(r) für das

„äußere Maß“ reicht nicht. Müller zitiert zwar einen Halbsatz von Engels, der das „innere Maß“ explizit benennt, nämlich als das „natürliche, adäquate, absolute Maß der Zeit“. Die eindrucksvolle Abfolge dreier schwergewichtiger Adjektive kann aber nicht davon ablenken, dass Messungen von Zeiten mit Uhren statt Geldstücken erfolgen müssen, weil dem Geld „die[!] Qualität“ zum Zeitmessen fehlt.

Dem braucht hier nicht weiter nachgegangen zu werden, weil schon wenige Zeilen höher der quantitative Begriff des (Tausch-)Werts gleich doppelt ruiniert wird. Zuerst mit dem Satz: „Die Geldware misst sich nicht selbst, sondern [...]“ Unsinnig ist die im Zitat implizit enthaltene Ansicht, *irgendetwas* könne sich *selbst* messen. „Messen“ ist das Vergleichen mit einem Standard, zu dem man das Vertrauen hat, dass er zuverlässig definiert und quantitativ stabil ist, ganz sicher aber nicht dies tut: „Es [das Geld; K.H.] kann wechseln, weil es von derselben Qualität ist wie die zu messenden Erscheinungen. Der quantitative Ausdruck verändert sich. Er ist nur relativ.“ Der erste Satz enthält zunächst eine Trivialität: Quantitative Vergleiche wie „messen“ werden überhaupt erst möglich, nachdem eine Qualität ausgewählt ist und damit alle anderen Qualitäten implizit aus der weiteren Betrachtung ('Messung') ausgeschlossen sind. Nicht mehr nachvollziehbar aber ist schon, wie daraus die Aussage „Es kann wechseln“ folgt und was damit gemeint ist. Völlig unverträglich mit dem Konzept von 'messen' bzw. 'quantifizieren' sind die Inhalte des zweiten und dritten Satzes. Variabilität eines Standards lässt sich auch nicht damit relativieren, die obigen Prinzipien seien „für physikalische Prozesse sicher so, für gesellschaftliche ist die Sache ein wenig[!] komplizierter.“ Ist kein sicherer Standard verfügbar, kann dies nicht dadurch aufgelöst werden, dass man „Erfinden“ zu „Messen“ erklärt. Man muss dann praktisch das „Messen“ aufgeben und in der Theorie auf quantitative Ergebnisse verzichten. Im Alltag, auch im ökonomischen, ist dies selbstverständlich. Ein laufend seine Masse änderndes Kilogramm würde von der Gewerbeaufsicht unverzüglich aus dem Verkehr gezogen, und zwar selbst dann, wenn eine darin eingebaute Uhr wenigstens Zeiten korrekt messen könnte.

Hinter dem durch zahllose marxistische Texte geisternden Durcheinander von 'Wert'größen, die sich gegenseitig 'messen' (oder darstellen oder bestimmen oder ineinander erscheinen) sollen, steht immer versteckt die Ansicht, es gebe einen eindeutigen Begriff von 'mehr' und(!) man habe ihn endlich gefunden, nachdem so viele andere daran schon scheiterten. Tragisch daran ist, dass dieses Ideal allen ökonomischen Undenkens *nicht existiert*. Marx hatte an dieser Stelle noch den richtigen Riecher, Parallelen zur Religion zu ziehen und 'Wert' als modernen (statt vormodernen) Fetisch zu charakterisieren. Vielleicht sollte man auch einmal lesen, was er zu diesem Themenkreis schrieb? Es ist erheblich 'weniger' Text als die „266 Seiten“, um die es im nächsten Abschnitt geht.

## 6. Die Wertzahlen und der Wertfetisch

Um zu unterstreichen, dass ökonomischem Denken trotz (oder wegen?) seiner Versessenheit auf 'stets noch mehr als mehr' jedes Verständnis für die Begriffe 'mehr' und 'quantifizieren' fehlt, wirft Müller in der Replik die folgende kurze Passage ein: „Hüller unterlaufen weitere Schnitzer und Fehlinterpretationen. So nennt er das Problem der Grund- und Differentialrente einen aus dem 18. Jahrhundert stammenden Ladenhüter. Ihm entgeht auf wundersame Weise, dass Marx im dritten Band des Kapitals der 'Verwandlung von Surplusprofit in Grundrente' immerhin 266 Seiten widmet und das Problem auf Basis der Werttheorie löst. Daher hat die Grundrente, entgegen Hüllers 'Enthüllung', nichts mit dem Konzept einer Grenzproduktivität zu tun, das ich angeblich akzeptieren würde. Das ist schon deshalb falsch, weil die Grenzproduktivität eine physische, die Grundrente dagegen eine Wertgröße ist.“ In diesem Zusammenhang zitiert er den Artikel „Strittige Probleme der Grundrententheorie“ in Ausgabe 5/2021 der Marxistischen Blätter. Neben dem Umfang



von Marx' Befassung mit dem Thema weisen auch die ersten zwei Worte dieses Titels darauf hin, dass darin 'mehr' stecken muss als ein längst endgültig gelöstes Problem. Es lohnt sich daher, darauf einzugehen, obwohl die einschlägige Passage im „Verriss“ kaum länger ist als diejenige in der Replik (und als dieser einführende Absatz).

Aufrollen muss man dieses Thema allerdings wie die meisten ökonomischen Ergüsse von hinten, d.h. vom letzten Satz des Zitats her. Das Thema der Grund- und Differentialrente ist seit Ricardo unauflöslich mit dem von ihm und seinen Nachfolgern entworfenen und fortentwickelten Ansatz des 'Kornmodells' verbunden, wo nur eine Ware zirkuliert, nämlich Getreide, das gleichermaßen als Saatgut (Produktionsmittel) und als Lohngut dient. Neoricardianer wie (u.a.) Pasinetti führen diese Tradition bis heute weiter, was einen Einblick in diesen Theoriezweig aus heutiger Perspektive gibt, dies schon weit vorn im (faktischen) Lehrbuch.<sup>21</sup> Schon nach wenigen Seiten der Diskussion einer solchen (modern formuliert) 'Ein-Sektor-Ökonomie' kommt Pasinetti dort auf S. 34 zutreffend zum Schluss, es sei „keinerlei Bewertungsproblem aufgetaucht. Dies verdanken wir dem Kunstgriff, nur eine einzige Ware zu betrachten.“ 'Wertfrei' formuliert: solange nur ein Stoff auftritt, kann zwischen Quantifizierungen kein Unterschied auftreten, der über einen direkt aus der gewählten Maßeinheit folgenden trivialen Faktor hinausgeht. Ob man eine Menge Korn als Anzahl Körner, in Scheffel, in kg, in Nährwert, in enthaltenen Arbeitsstunden oder einem (mangels Tauschmöglichkeit sinnlosen) Tauschwert beziffert: bis auf einen trivialen Faktor muss dasselbe herauskommen, solange gleiche Mengen gemeint sind (Gesamtwert/Ausstoß, Profit/Mehrwert, Mehrprodukt/physischer Überschuss etc.). Müllers Einwand gegen Einheitenwechsel geht damit ins Leere; interessanter ist, wie er dazu kam, ihn überhaupt vorzubringen. Einen Hinweis gibt Pasinetti mit der Formulierung, es sei kein Bewertungsproblem aufgetaucht. Warum setzte er nicht einen Schritt vorher an, nämlich bei der *Bewertung* selbst, und schrieb: 'Eine Bewertung vorzunehmen war überflüssig und wurde deshalb unterlassen'? Weil vom Wertfetisch beherrschtes ökonomisches Denken es für selbstverständlich hält, dass immer und überall alles 'bewertet' werden muss, egal wie sinnlos es im konkreten Fall ist?

Zumindest die Gründe dafür, dass allein Marx hunderte Seiten zum Thema schrieb (und andere Autoren kumuliert noch viel mehr), müssen jedenfalls anderswo gesucht werden. Müller hält sich damit nicht auf, sondern erklärt zunächst die *Existenz* einer Grundrente für geklärt, nämlich als „Verwandlung von Surplusprofit“. Aber warum braucht man dazu so viel Text? Dass Grundrente aus dem Mehrwert stammen muss, folgt schon aus der Definition dieses Begriffs. Der Neuwert wird definitionsgemäß dargestellt als Summe  $M+V$  (die Großschreibung deutet an, dass hier jeweils die gesamtwirtschaftliche Summe gemeint ist), wobei  $V$  definitionsgemäß denjenigen Teil der Summe bezeichnet, der den Arbeitern zufällt. Alles andere *muss*  $M$  sein. Da (idealtypische) Grundbesitzer unzweifelhaft keine Arbeiter sind, muss ihr Anteil aus diesem  $M$  stammen, auf der Geldebene also aus dem Gesamtprofit (der bei Fehlen von Grundbesitz oder Personalidentität von Grundbesitzern und Kapitalisten komplett von letzteren vereinnahmt würde). Unterstellung einer anderen Quelle würde die eigenen Grundbegriffe in die Luft sprengen.

Die erste Quelle von Schwierigkeiten findet man im von Müller ebenfalls nur kurz angesprochenen Thema der Mehrwertaneignung. Er verwahrt sich gegen eine Formulierung im „Verriss“, diese sei generell „nicht tauschgerecht“, und wendet ein, es seien „die Gesetze des Warenaustausches in keiner Weise verletzt“, denn der Wert der Arbeitskraft sei nun mal niedriger als der Wert der von ihr erzeugten Produkte. Auch wenn dies so ist, folgt daraus nicht, was mit den Waren geschehen soll, welche die Arbeiter aus ihrem Lohn *nicht* kaufen können. Warum sollten sie nicht den Ehefrauen der Arbeiter zufallen oder dem Pfarrer? Dies würde in keiner Weise das von Müller hochgehaltene Recht der Kapitalisten schmälern, die gekaufte Arbeitskraft zu nutzen. Es würde sie nur daran hindern, das *nicht*gekaufte Mehrprodukt zu nutzen, so wie in kapitalistischer Realität Arbeiter, Ehefrauen und Pfarrer daran gehindert sind (selbst dann, wenn sie durch

Schmierer von Broten und/oder Seelsorge zum Arbeiten beitragen). Und warum muss sich überhaupt jemand das zunächst herrenlose Gut 'aneignen'? Müller greift die Frage auf „woher nimmt sich der Kapitalist das Recht, sich etwas anzueignen, ohne etwas dafür zu geben? Dies widerspricht dem gesunden Rechtsempfinden zutiefst“ und fährt sich dann in der („pluralen“?) Feststellung fest, eine Kritik daran habe „einerseits recht, andererseits nicht.“ Die Ausdrücke „Recht“ und „gesundes Rechtsempfinden“ verorten seine Argumentation schon tief im bürgerlichen Denken, das an der einen Stelle unhinterfragt die Verwandlung von allem und jedem in Waren voraussetzt und die Verwandlung aller gesellschaftlichen Beziehungen in Handel betreibt, während es parallel an anderer Stelle (zwangsläufig widersprüchliche) 'rechtliche' Regeln etabliert, *wer sich wie* den angeblich universellen Regeln entziehen könne oder gar müsse. Im „Verriss“ ging es um diese Widersprüche in der *Etablierung* bürgerlicher *Logik* und insbes. darum, „dass die Verwandlung der Arbeitskraft in eine Ware die Aneignung des Mehrwert genannten Wertteils ohne irgendeine Gegenleistung erzwingt.“ Weiter dort zur *Schöpfung* des nötigen Geldes: „Dieser Vorgang ist so *tauschgerecht* wie die Aneignung des Mehrprodukts, weshalb das ökonomische Denken ihn ausblenden muss.“ Vielleicht hätte Müller das Wort *tauschgerecht* neutraler als 'tauschfremd' lesen sollen? Dann wären ihm eher das an „Recht“ erinnernde Wort „erzwingt“ am Ende des ersten Zitats und der Verweis auf „ökonomische[s] Denken“ im zweiten aufgefallen. Die passende technische Analogie zu letzterem ist nicht die Unterstellung, ein Flugzeug werde mit minderwertigem oder überteuertem Kerosin betankt oder es werde ein Teil des Kerosins gestohlen. Sie wäre, dass der Tank für das rechte Triebwerk nur dann mit Kerosin betankt werden kann, wenn man zugleich denjenigen für das linke Triebwerk mit Wasser füllt, und dass die Ingenieurwissenschaft solche Konstruktionen für normal hält.

Im Themenkreis 'Grundrente' lässt sich all dies scheinbar ausblenden, indem eine Sonderrolle der Kapitalisten sowie der Prozess der Mehrwertaneignung unhinterfragt akzeptiert werden, um danach (im logischen Sinn) nur noch den Transfer von Mehrwert- bzw. Profitteilen zu den Grundbesitzern zu behandeln. Das Basisproblem taucht aber sofort wieder auf, sobald auch nur der Anschein einer Begründung für die Rolle der Grundbesitzer nötig wird, da diese sich nur an die Sonderrolle der Kapitalisten anlehnen kann. Die Replik schweigt sich dazu aus; das im Hinterkopf ablaufende Denken schimmert aber immer wieder durch in dem auch in der marxistischen Literatur häufigen Sprachgebrauch, Unternehmen als 'Produzenten' zu bezeichnen oder von „dem produzierenden Kapital“ bzw. „den produzierenden Kapitalisten“ (Buch:159) zu reden. Während man Kapitalisten anfangs damit definiert (und gegen Arbeiter abgrenzt), dass ihr Einkommen gerade *nicht* aus Arbeit stamme, schreibt man ihnen nun schwammig eine Mitwirkung an der Arbeit zu, um Gründe für ihre Beteiligung am Neuwert zu suggerieren. Immerhin noch etwas differenziert beschreibt Pasinetti eine „Klasse der Kapitalisten“, die sowohl „die Ländereien pachtet“ als auch „Arbeiter einstellt und den Produktionsprozess organisiert“, während sich „Vulgärökonomie“ (Marx) mit solchen Differenzierungen nicht mehr aufhält, sondern den Gewinn platt als 'Unternehmerlohn' bezeichnet.

Das Verlagern des Denkens in den Bereich der Produktion ist letztlich dem Fakt geschuldet, dass die Gesetze des *Warentauschs* keine Rechtfertigung für die *Aneignung* von *irgendetwas* liefern können. Das Arbeiten liefert zwar auch keine Rechtfertigung für das 'Aneignen', wohl aber gibt es den Zusammenhang, dass 'Arbeiten' nötig für die *Existenz* von Wert bzw. Ware ist. Vom denkenden Ökonomen unbemerkt gehen in seinem Hinterkopf Gedanken(?)gänge kurzzeitig in diese Richtung, um eine Rechtfertigung hervorzuholen, dass auch Kapitalisten versorgt werden sollten. Die – egal wie umwegige – Verbindung zwischen Aneignen und Produzieren verschärft aber das Problem, die Beteiligung der Grundbesitzer zu begründen. Denn die (unzureichende) Suggestion 'arbeitender Kapitalisten' ist nicht nur unanwendbar auf *Grundbesitzer*, sondern spricht sogar explizit dagegen, diese Klasse zu 'beteiligen'. Sie steht weder in irgendeiner

*Relation* zur Zirkulation der besonderen Ware Arbeitskraft, noch kann man ihr eine *Teilnahme* an Arbeit bzw. Produktion (und sei es auf dem Niveau von „organisieren“) zuschreiben, denn das nähme ihr die Charaktermaske der rein passiv Besitzenden, die sie von den Kapitalisten abgrenzt. Umso schwieriger – verglichen mit dem Fall der Kapitalisten – wird der nötige Doppelsalto rückwärts, die Grundbesitzer wieder an den (Mehr-)Wert und dessen Produktion heranzubringen, nachdem die Definition dieser Klasse sie maximal davon abgerückt hat.

Dieses Problem potenziert sich erneut, sobald das Phänomen behandelt werden soll, dass nicht jeder Grund und Boden gleich ist. An dieser Stelle mischt sich das physische Element auf solche Weise in die Arbeits- und Geldebene und deren 'Gesetze' ein, dass es daraus nicht verdrängt werden kann. Es müsste jetzt eine weitere Charaktermaske geschaffen werden, welche 'Bodenqualität' repräsentiert. Damit ist zwar immer noch nicht die Frage geklärt, warum auf Grundbesitz überhaupt eine Rente entfällt, und noch weniger ist geklärt, wie sich die Renten verschiedener Grundbesitzer zueinander verhalten sollten. Aber klar ist damit, dass die *Differentialrente* die Haupttriebkraft der enormen einschlägigen schriftstellerischen Tätigkeit sein muss. Begraben unter der Fülle der Texte wird dabei der wichtigste theoriegeschichtliche Inhalt dieser Literatur. Er erscheint, sobald man den auch hier wuchernden mathematischen Unsinn<sup>22</sup> weggeräumt hat. Explizit spricht Pasinetti ihn aus, indem er eine von ihm gesuchte Funktion  $f$  als „Produktionsfunktion“ (a.a.O.:31) bezeichnet, ein zentraler Terminus der Neoklassik. Mit der Vorstellung, Produktionswachstum führe kontinuierlich zur Inbetriebnahme immer schlechterer Böden, wurde das später von der Neoklassik auf alles und jedes ausgeweitete 'marginalistische' Konzept eingeführt, alle erfolgsbeschreibenden Kennzahlen  $X$  (utility, Ausstoß, Gewinn ...) wüchsen schwächer als linear mit der Skala der Operation, so dass jedes zugehörige Grenz- $X$  streng monoton mit der Skala fallen müsse, darunter Grenzproduktivität und (Differential-)Rente im Kornmodell. Damit sind wir zurück am Beginn dieses Abschnittes.

Ricardianische Kornmodelle begründen den Marginalismus auf Ebene des Ausstoßes aus der oben vorgestellten physischen Überlegung zur Bodenproduktivität und folgern daraus dasselbe Verhalten des Profits. In industriellem Kapitalismus wirkt dies eher skurril,<sup>23</sup> ein marginalistischer Verlauf ist dort allenfalls für den Nutzen (utility) in Spezialfällen plausibel begründbar (mit 'Übersättigung'). Welchen Sinn hat es dann, dieses Element im industriellen Zeitalter nicht nur aufrechtzuerhalten, sondern sogar auszuweiten? Der Grund ist das Verschwinden der Arbeit als Basiskategorie. Damit verschwindet die harte Wachstumsgrenze bei Vollbeschäftigung und 24·365h Jahresarbeitszeit. Ohne irgendeine Wachstumsgrenze ließe schon ein linearer (ganz zu schweigen von stärkerem) Anstieg des Erfolgs mit der Skala jede profitable Firma ins Unendliche wachsen. Die im Lehrbuch als repräsentativ abgehandelte Bäckerfirma würde „solange weitere Backstuben eröffnen, bis der Erdball meterhoch mit Laiben überflutet ist.“ (Neoklassik:6). Um eine schwächere Zunahme als linear mit der Skala zu begründen, muss neoklassische Theorie bzw. Ideologie zu absurden Beispielen greifen. „Arbeiter sind weniger produktiv, wenn die Küche gedrängt voll ist.“ (Lehrbuch von N. Gregory Mankiw, zitiert nach Neoklassik:7). Widerspruchsfrei ist allerdings auch das nicht, wie an gleicher Stelle analysiert wird. Jeder halbwegs intelligente Bäcker und andere Firmeninhaber kann den Marginalismus austricksen und so an den Planvorgaben vorbei eine Explosion seiner Firma oder eine ähnliche „Katastrophe“ herbeiführen (Neoklassik: ebd. und Abschnitt 5). Bzw. er *könnte* es, wenn am Marginalismus etwas dran wäre.

Nicht viel weniger absurd als industrieller Marginalismus ist es, ricardianische Grundrenten- und Kornmodelle weiter im Sinne ihrer Ersteller zu pflegen und sie sogar noch nach dem Umfang der historisch über sie geschriebenen Literatur zu beurteilen. Ein nach dem Kriterium der Anteile an Mehrwertproduktion und -aneignung bedeutender Teil des Kapitalismus ist der Landbau längst nicht mehr. Eine Bedeutung haben historische Theorien darüber nur noch dahingehend, dass der Marginalismus aus dieser Quelle

stammt und dass er über diesen Weg glaubhaft bzw. überhaupt nur einzuführen ist (statt über Betrachtungen zu industrieller Produktion). Kornmodelle enthalten an der Stelle 'Erdoberfläche' eine physische Wachstumsgrenze, die ähnlich hart ist wie die von der Arbeit gesetzte, aber ohne dass letztere dabei thematisiert werden muss. Dies legt die Grundlage dafür, den Kapitalbegriff in Richtung des fixen Kapitals (der 'Produktionsmittelbestände') zu entwickeln, d.h. weg von der Arbeit in Richtung der (erarbeiteten!) Kapitalgüter, was Marx als weiteren Schritt zur Verdinglichung (nun im Denken der Ökonomen) analysiert hätte. Neoklassisch erzeugen nicht die Arbeiter, sondern die gleichberechtigt kooperierenden 'Produktionsfaktoren Kapital und Arbeit' den Wert, wobei man im Kornmodell über das Spektrum der Bodenqualitäten der zugehörigen „Produktionsfunktion“ marginalistisches Verhalten vorgeben kann. Damit lässt sich diese Ideologie einführen, entwickeln und durch Einhängern stabilisieren, bevor sie den Gefahren eines Kontakts mit industrieller Realität ausgesetzt werden muss.

Bemerkenswert ist, dass im historischen Verlauf ein bei Ricardo noch vorhandenes Element aus diesem Theoriekreis still und heimlich weitgehend verschwand, nämlich die Überlegung, dass die Kultivierung unfruchtbarer Böden die für fruchtbarere Böden erzielbare Pacht treibe und damit indirekt den Getreidepreis. Unterstellt man den in der Klassik noch an der Subsistenz orientierten Reallohn als konstant, erzwingt dies ein Nachziehen des Nominallohns. Am Ende profitieren damit nicht etwa die 'produktiven Unternehmer' vom 'Wirtschaftswachstum', sondern die 'parasitären Grundbesitzer'. Es ist verständlich, dass dieses Theorieelement verschwand, sobald die Einführung industrieller Methoden und Hilfsmittel im Landbau die Bedeutung der Bodenqualität zurücktreten ließ. Nicht verständlich ist aber, wie wenig heutige Politische Ökonomie das Finanzwesen thematisiert, das anders als die Landwirtschaft im historischen Verlauf an Bedeutung zu- statt abnimmt und dabei die Mehrwertaneignung noch weiter von der Mehrwertproduktion entfernt als die Form 'Pacht'. Den Zielpunkt einer solchen Entwicklung benannte Robert Kurz in einem Buchtitel plakativ als „Geld ohne Wert“. Warum schreiben marxistische Theoretiker nicht längst Abhandlungen über das moderne Finanzwesen, deren Umfang sich zu Marx' 266 Seiten über die Grundrente ähnlich verhält wie die heute an Börsen angeeigneten Mehrwertanteile zu denen der Landwirtschaft?

## 7. Die wundersame Vermehrung des (Geld-)Kapitals

Eine halbe Seite der Replik füllt das Thema „Produktion und Zirkulation“. Nicht zufällig ballen sich dort Unklarheiten besonders dicht zusammen. Es beginnt mit einem Zitat aus dem 'Kapital', das Müller zu den „liebsten Passagen“ darin zählt, die er „Studenten jahrelang vorgetragen“ habe: „Kapital kann also nicht aus der Zirkulation entspringen und es kann ebensowenig aus der Zirkulation nicht entspringen. Es muss zugleich in ihr und nicht in ihr entspringen.“ Unvorbelastet würde man diesen Satz wohl kaum als „meisterhafte dialektische Zusammenfassung des Zusammenhangs“ (Müller) bezeichnen, sondern eher lesen als: 'Hier komme ich nicht weiter.'

Marx lässt sich zum Zitat nicht mehr befragen, aber Müllers Erläuterung dazu macht deutlich, wo das Problem liegt. Er schreibt zunächst zutreffend: „Kapital (sich verwertender Wert) entspringt nicht in der Zirkulation, weil allein die Betätigung der Ware Arbeitskraft in der Produktion Quelle des Mehrwerts ist.“ Hier wird (zutreffend) ein logischer Zusammenhang hergestellt, nämlich eine Abhängigkeit: Ohne Arbeit gibt es keine Ware, damit keinen Wert, und erst recht keinen Mehrwert, weder als gesellschaftliches Prinzip noch als bestimmbare Quantität. Mit Pfeilsymbol (das Wort 'Arbeit' kürzt 'Betätigung der Ware Arbeitskraft' ab):

Arbeit→Mehrwert (1)

Die Zeile (1) enthält noch kein Element von Zirkulation. Diese erscheint im nächsten Satz: „Kapital entspringt doch in der Zirkulation, weil der *Kauf* der Ware Arbeitskraft (und der Produktionsmittel) die Voraussetzungen für die Mehrwertproduktion in der sich anschließenden Produktionsphase schafft“ (Hervorh. K.H.) Dieser Satz(teil) enthält eine weitere real bestehende Abhängigkeit, die mit derjenigen unter (1) gemein hat, dass an ihrem Beginn die Buchstabenfolge „arbeit“ vorkommt. Auch 'Produktion' lässt sich als 'Arbeit' im Sinne von 'Betätigung der Ware Arbeitskraft' verstehen.

Kauf von Arbeitskraft (und Produktionsmitteln) → Produktion → Mehrwert (2a)

Kauf von Arbeitskraft (und Produktionsmitteln) → Arbeit → Mehrwert (2b)

Sobald man in (2a) 'Mehrwert' ersetzt durch 'Mehrprodukt', lässt sich das Wort 'Produktion' dort als 'konkrete Arbeit' lesen und das Wort 'Arbeit' in (2b) dem als 'abstrakte Arbeit' entgegenstellen. Dann bezöge (2a) sich auf die physische Ebene und (2b) auf die Arbeitsebene, beides bliebe aber so weit inhaltsgleich, dass dieselbe Abhängigkeit beschrieben wird. Man kann dazu die Meinung vertreten, statt 'Mehrwert' sei 'Produktwert' (oder 'Gesamtwert') einzutragen und statt 'Mehrprodukt' analog dazu '(Gesamt-)Produkt'. Dies ist für die Analyse der logischen Zusammenhänge ebenso egal; nicht egal ist aber die Fortsetzung des zwischen (1) und (2a) teilweise zitierten Satzes. Dessen Rest lautet: „[...] und weil der Verkauf der Fertigprodukte – der Salto Mortale der Ware – Voraussetzung ist für die Realisierung des Mehrwerts in Geldform.“ Teilt man den Gesamtprozess in eine 'Produktion' und eine 'Zirkulation', gehören „Verkauf“ und „Realisierung“ jedenfalls zu letzterer. Denn was immer dort geschehen mag: die Arbeit ist dann abgeschlossen. Nach Hinzufügung zu (2a) oder (2b) wird ein Gesamtprozess beschrieben, der in der Zirkulation sowohl beginnt als auch endet und deshalb auf  $G \rightarrow G'$  verkürzbar ist. Irritierend ist nur noch das Wort „Voraussetzung“, das eine weitere, auf fundamentaler Ebene aber *nicht bestehende* Abhängigkeit suggeriert, die demzufolge auch nicht einzutragen ist. Der (vollständige) Verkauf der Fertigprodukte und die Realisierung des Mehrwerts geschehen in einem Zug oder auch nicht; beides ist nicht voneinander trennbar.<sup>24</sup> Damit erweitert sich Zeile (2b) wie folgt:

Kauf von Arbeitskraft (und Produktionsmitteln) → Arbeit → Mehrwert → Verkauf/Realisierung (3)

Zeile (3) enthält eine Abhängigkeit des Zirkulationsteils 'Verkauf/Realisierung' von der Arbeit bzw. Produktion, zugleich aber auch eine Abhängigkeit der Arbeit/Produktion von einem anderen Teil der Zirkulation, nämlich dem *Kauf* von Produktionsmitteln und Arbeitskraft. Eine einfache Kausalität zwischen Produktion und Zirkulation lässt sich also nie herstellen, weshalb die uferlosen Debatten (u.a. in der „NML“) über die Beziehung von Zirkulation und Produktion spätestens dann entgleisen, wenn die Frage aufkommt, welches Element welchem überzuordnen sei (weil dort Wert entstehe). Müller stellt hierzu noch richtig (aber unglücklich formuliert) fest: „Diese Gesamtzirkulation ist die Einheit von Produktion i.e.S. und den beiden Zirkulationsphasen“ und bleibt damit an derselben Stelle stecken wie Marx. Erklärte er noch einige Zeilen höher die „*Betätigung* der Arbeitskraft in der Produktion“ zur „*Quelle* des Mehrwerts“ (Hervorh. K.H.), so schreibt er nun: „Kapital ist sich verwertender Wert, der *aus* einem *Zirkulationsprozess hervorgeht*“ (Hervorh. K.H.) Zwischen beiden Zitaten findet er es „schleierhaft“, „wie Hüller behaupten kann, ich [d.h. Müller; K.H.] würde die Wertentstehung in die Zirkulation verlagern“. Vielleicht enthält sein Buch sinngemäße Passagen? Im „Verriss“ sind sie nicht zu finden, sondern nur ein Verweis auf einen einschlägigen „Theoriezweig der 'NML' (von dem Exit! sich absetzt)“. Aber unabhängig von früheren Schriften: wo könnte irgendetwas (egal ob 'Wert' oder sonstwas) entstanden sein, das „*aus* [...] *Zirkulation* [...] *hervorgeht*“? Im Himmel oder im

## Hirn von Ökonomen?

In der Replik sind offensichtlich zuerst einmal Begriffe zu reparieren. Wenn Müller von einer „Gesamtzirkulation“ spricht, die „Produktion und [...] beide *Zirkulationsphasen*“ (Hervorh. jeweils K.H.) umfasse, dann können die zwei kursiv hervorgehobenen Buchstabenfolgen 'zirkulation' sich nicht auf dasselbe beziehen. Was könnte dann das Kompositum „Gesamtzirkulation“ bedeuten und was das Kompositum „Zirkulationsphase“? Das erstere nur den kapitalistischen Gesamtprozess und das zweite Teile davon, die sich insbes. gegen andere Teile abgrenzen, die 'Arbeit', 'Produktion' oder ähnlich genannt werden. Die Aussage, der Wert entstehe in der „Gesamtzirkulation“ (alias *kapitalistischer Gesamtprozess*) wäre dann richtig, aber trivial und sinnlos. Sinnvoll könnten erst Aussagen des Typs sein, Wert entstehe in 'Zirkulation' genannten *Teilen* dieses Gesamtprozesses – oder in *anderen Teilen*. Die letztere Deutung wird zwingend, wenn man – wie Müller – die Wertentstehung in einer „Arbeit“, „Produktion“ oder „Betätigung der Arbeitskraft“ genannten Sphäre verortet, die zwar Teil des Gesamtprozesses ist, sich aber gegen Teile desselben abgrenzt, die „Zirkulation(sphasen)“ genannt werden oder werden könnten. Es bleibt noch, beide Sphären zu lokalisieren. Als Teile des Gesamtprozesses erscheinen am linken und rechten Ende der Zeile (3) zwei Käufe bzw. Verkäufe, die Müller „Zirkulationsphasen“ nennt. In der Mitte der Zeile steht der Vorgang „Arbeit“, zuvor auch „Produktion“ bzw. „Betätigung der Arbeitskraft“ genannt. Weitere Vorgänge finden sich in keiner der vier nummerierten Zeilen, so dass alle Teile des Gesamtprozesses dort vollständigerfasst sind. Es findet sich nur noch die Erscheinung (Mehr-)Wert und zwar hinter dem Vorgang „Arbeit“. Damit ist auch der einzige Ort lokalisiert, wo diese Erscheinung entstehen könnte, und die gesamte Betrachtung wird zumindest immanent schlüssig. Wie konnte dann in Müllers Replik eine Konfusion entstehen, die u.a. eine „Zirkulation“ aus einer (derselben oder anderen?) „Zirkulation“ und einer „Produktion“ zusammensetzt und die Wertentstehung einmal hier und einmal dort verortet? Eine Betrachtung zu dieser Frage anhand von Müllers Text sollte zugleich ein Licht auf ähnliche Begriffsverwirrungen in Schriften der „NML“ werfen, auch wenn diese hier nicht ähnlich detailliert analysiert werden können. Den Schlüssel enthält Müllers bereits zitierte Formulierung (Hervorh. K.H.), von der ein Teil am Beginn der Zeilen (2a) und (2b) steht:

„Kapital entspringt doch in der Zirkulation, weil der *Kauf* der Ware Arbeitskraft (und der Produktionsmittel) die *Voraussetzungen* für die Mehrwertproduktion in der sich anschließenden Produktionsphase *schafft*. (4)

Müller ordnet den „Kauf“ (von Arbeitskraft und Produktionsmitteln) zutreffend der Zirkulation zu, verwechselt danach aber das Schaffen von „Voraussetzungen“ der (Wert-)Produktion mit deren Ausführung, die erst durch die Arbeit selbst erfolgt, nicht schon durch die Bereitstellung von *Arbeitskraft*. Der Gedankengang im Nebensatz nach „weil“ springt unbemerkt zu weit, nämlich über die *Beschaffung* der Arbeitskraft hinweg zu deren *Betätigung*. Der zu weit angesetzte Sprung verwischt die Grenze zwischen Zirkulation und Produktion und damit den Unterschied der beiden Sphären. Begünstigt wird es durch das Vorkommen der Zeichenfolge 'arbeit' im Begriff für die Ware '*Arbeitskraft*'. Kauf der Arbeitskraft ist aber etwas völlig anderes als deren Betätigung. In einem Kauf/Verkauf setzen sich bürgerliche Subjekte auseinander, hier Kapitalist und Arbeiter. Vereinbart wird ein (hier 'Lohn' genannter) Tauschwert, weshalb der Vorgang in diesem Begriff theoretisch zu erfassen ist. Wert entsteht dabei nicht; es wird nur bereits vorhandener transferiert. Wert entsteht erst durch Arbeit alias „*Betätigung* der Arbeitskraft“. Dabei setzen sich Arbeiter mit der physischen Welt auseinander. Relevant werden nun Elemente wie Qualifikation der Arbeitskraft und Länge der Arbeitszeit. Sie bestimmen den entstehenden Wert, weshalb der Vorgang „Arbeit“ in der Begrifflichkeit Arbeitswert zu erfassen ist. Geld oder Ware dagegen fließt hier nicht (mehr).

Notwendig ist an dieser Stelle, die Tatsache der Verflechtung der zwei Vorgänge *Kauf* und *Betätigung* (der Arbeitskraft) von der Tatsache zu unterscheiden, dass sie verschiedene Inhalte haben und deshalb nach verschiedenen Regeln ablaufen. Insbes. darf man sich nicht durch das Vorkommen der Zeichenkette 'arbeit' im Wort 'Arbeitskraft' verwirren lassen. In der Technik ist dies kein Problem: Die Verwendung von Diesel im LKW-Motor ist eng verflochten mit der durch LKW erfolgenden Belieferung von Tankstellen. Es ist beides wechselseitig voneinander abhängig, in beiden Fällen fließt Kraftstoff durch Behälter und Leitungen, und in Einzelfällen können Tanklaster sogar mit Kraftstoff fahren, den sie früher selbst ausgeliefert haben. Aber niemand käme auf die Idee, beide Vorgänge zu einem zusammenfassen zu wollen oder für 'gleich' (egal in welchem Sinn) zu erklären. Der Tank des Kesselwagens wird bis zum zulässigen Maximum in m<sup>3</sup> oder Tonnen gefüllt, zum Fahren tankt man nach dem Kriterium 'Energieinhalt' genug(!) bis zum Ziel (was bei Diesel, Benzin und Gas unterschiedliche Mengen in Liter bzw. kg bedeutet). Ökonomen haben es schwieriger, ein Abbild ihrer (der ökonomischen) Welt zu erzeugen, da sie von vornherein nur über die zwei Quantifizierungen des 'Tauscherts' und des 'Arbeitserts' verfügen. Wer auch diese nicht mehr unterscheiden kann, verliert notwendigerweise neben anderen Fähigkeiten auch diejenige, Zirkulation und Produktion zu unterscheiden. In solchen Texten tritt gewöhnlich nur das kurze Wort 'Wert' auf und wechselt zwischen beiden Bedeutungen, bis niemandem mehr klar ist, was es wo bedeuten soll. Analoge Unklarheit verrät die Benennung des aus 'Produktion' und 'Zirkulation' zusammengesetzten Gesamtprozesses als „Gesamtzirkulation“.

So verkürztes Denken kann dann auch eine Unvollständigkeit in den Zeilen (2a) bis (4) nicht mehr erkennen. Diese beschreiben zwar einen *betriebswirtschaftlichen* Zyklus  $G \rightarrow G'$ , nicht aber den *gesamtwirtschaftlichen* Zyklus, der die „Produkte“ samt darin enthaltenem (Mehr-)Wert hervorbringt. Während Zeile (1) Wert noch *vollständig* (in der zugrundeliegenden Formulierung Müllers durch das Wort „allein“) auf Arbeit zurückführt, beginnen die Zeilen (2a) bis (4) mit der ebenfalls von Müllers stammende Formulierung „*Kauf* von Arbeitskraft (und Produktionsmitteln)“. (Hervorh. K.H.) Der fett hervorgehobene Vorgang findet statt, mit ihm beginnen Verwertungsprozesse logisch und in Modellen meistens auch zeitlich. Aber wie kann man Dinge (bei Marx: „*gewöhnliche* Waren“) gleichberechtigt *neben* der Arbeitskraft in die Rolle einer Ur-Ursache von letztendlich (Mehr-)Wert einsetzen? Damit unterstellt man ihnen implizit die nur der Arbeitskraft innewohnende Fähigkeit zu „arbeiten“, während sie tatsächlich Arbeitsprodukte sind, die selber noch auf Arbeit zurückzuführen sind. Aber auf welche und wie?

Diese speziellen Arbeitsprodukte nannte die klassische Ökonomie „konstantes Kapital“  $c$  und unterschied sie von einem „variablen Kapital“  $v$ , mit dem zusammen sie das gesamte Kapital  $c+v$  bilden. Nur  $v$  steht für Arbeit, nämlich den Teil, der die Güter für die Reproduktion der Arbeitskraft erzeugt bzw. sich darin verkörpert. In der Formel sind jedoch beide Komponenten gegeneinander beliebig austauschbar. Es ist egal, ob man  $v+c$  oder  $c+v$  schreibt und welcher der zwei Inhalte welchem Formelbuchstaben zugeordnet wird. Dieselbe Logik wendet der neoklassische Mainstream an, auch wenn in seinen Formeln die Gleichartigkeit der Behandlung weniger offensichtlich ist. „*Diese Theorie beschreibt eine Ökonomie, in der nur Objekte agieren, entsprechend dem Selbstverständnis der VWL als Pseudo-Naturwissenschaft.*“ (Neoklassik:6) Selbst bürgerlichen Ökonomen aber müsste schon an der Terminologie ein begriffliches Problem auffallen: Wie kann man ein(en) Kapital(teil) „konstant“ nennen, wenn Kapital „sich verwertender Wert“ (Müller) ist, *Vermehrung* also zu seinem *Wesen* gehört? Marxisten, die zumindest verbal eine Sonderrolle der Arbeit anerkennen, müsste ein weiteres Problem auffallen: Wie kann eine zu Wert bzw. Mehrwert führende Kausalkette gleichermaßen von  $v$  *und*  $c$  ausgehen, wenn *nur* mit  $v$  verbundene Elemente (Arbeitskraft, Arbeit) zur Wertproduktion beitragen? Scheinbar ermöglicht und unmittelbar realisiert wird die Gleichbehandlung durch das Wort

„Kauf“ am Beginn von Müllers Formulierung. Damit springt er in den Markt alias Zirkulation, wo *keine* Verwertung stattfindet, sondern nur Bewegungen vorhandener (bereits erarbeiteter) Ware und von Geld. Dort wird *verteilt*, aber nichts *geschaffen*: nicht Wert, nicht Mehrwert, nicht Ware und last not least auch nicht Geld. Dafür müsste man sich anderswohin begeben, z.B. in die Produktionssphäre, wo umgekehrt alle der Tauschwertsphäre zugeordneten Begriffe wie „Kauf“ nutzlos werden.

In welchen konkreten Teil der Produktionssphäre müsste man springen? Da die c-Güter beim „Kauf“ bereits vorhanden sein müssen, auf jeden Fall aus dem betrachteten Musterkapital hinaus, zunächst zu seinen Lieferanten. Im logisch einfachsten (wenn auch wenig realistischen) Fall nutzt ein Lieferant kein konstantes Kapital, liefert seinen gesamten Ausstoß an das Musterkapital und ist umgekehrt dessen einziger Lieferant.<sup>25</sup> Das c des Musterkapitals wäre dann eine zweite Erscheinung des variablen Kapitals vL des Lieferanten auf der Geldebene. Mehrfach erscheinen können Geister, Fetische (wie Tauschwerte) oder Formelbuchstaben, nicht aber Objekte, Stoffe oder konkrete Arbeiten. Es ist also wesentlich, diese Ebenen zu trennen. Die Zweitererscheinung auf der Geldebene (ohne dass erneut die Arbeit vL geleistet wird) ist zwingend, weil der Lieferant seine *Ausgaben* für *Lohnzahlungen* wieder hereinholen muss. Dies zwingt das Musterkapital, dieselbe Summe vL (und ggf. noch mehr) erneut vorzuschießen, so dass sich auf der Geldebene nur durch den Prozess der *Arbeitsteilung* das Lieferantenkapital vL verdoppelt, ohne dass die Arbeit, damit der erzeugte Wert und insbes. Mehrwert, oder gar das Endprodukt entsprechend mitwächst.

Zu beseitigen sind oben noch drei unrealistische Annahmen. Im Realfall wird der Lieferant auch Konkurrenten des Musterkapitals beliefern. Dann geht nur noch ein Teil seines variablen Kapitals vL in das c des Musterkapitals ein und der Rest von vL in das konstante Kapital anderer Kunden. Insgesamt verdoppelt sich nach wie vor vL, jetzt aber verteilt auf viele Orte. Hat das Musterkapital noch andere Lieferanten, ist nur ein Teil seines c eine Verdoppelung von Teilen des vL. Der Rest seines c besteht aus Verdoppelungen von Teilen des variablen Kapitals anderer Lieferanten. Unter dem Strich entsteht auch damit in der Summe über alle Zulieferungen eine Verdoppelung von Kapitalteilen der Lieferanten. Als letztes unrealistisches Element ist die Annahme zu beseitigen, der Lieferant nutze kein konstantes Kapital. Nutzt er solches, bezeichnet als cL, dann muss er auch die dafür gezahlten Beträge seinen Kunden durchberechnen, so dass sich cL in gleicher Weise vermehrt wie vL. Allerdings ist cL noch zurückzuführen auf variables (vLL) und konstantes (cLL) Kapital von Vorlieferanten, wodurch der betroffene Teil von vLL schon dreimal erschiene: als variables Kapital des Vorlieferanten, als Teil des konstanten Kapitals des Lieferanten und zuletzt als Teil von c des Musterkapitals. Die nächste Vermehrung erschiene bei der Rückverfolgung von cLL auf variables Kapital der Vorvorlieferanten. Ein Teil davon erschiene viermal. Wie alle anderen bisher erwähnten Teile variablen Kapitals erschiene dieser ein weiteres (das fünfte) Mal, falls Produkte des Musterkapitals als konstantes Kapital in weitere Verwertungsprozesse eingehen.

Eine Verdoppelung des Kapitals auf der Geldebene ohne eine Vermehrung der geleisteten Arbeit nahm Marx bei der Ausgabe von Finanztiteln wahr. Der Prozess der Vervielfachung beginnt aber früher, nämlich mit dem Erscheinen konstanten Kapitals, und geht über Verdoppelung hinaus, auch wenn dies erst auf gesamtwirtschaftlicher Ebene sichtbar wird. Je nachdem, in wie vielen Stufen ein Produkt weiterverarbeitet wird, erscheint das darin enthaltene v mehrfach anderswo als dortiges c, in der Summe über alle beteiligten Verwertungsprozesse also mit einem Gesamtumfang  $a \cdot v$ , wobei der Faktor a irgendwo zwischen 1 und unendlich liegt und seine Ermittlung die penible Erfassung aller Lieferungen zwischen Betrieben und aller geleisteten Arbeit erfordern würde. Neben v muss m einbezogen werden, denn auch Gewinne eines Lieferanten stecken im Verkaufspreis. Diesen muss ein Käufer (z.B. obiges Musterkapital) beim „Kauf“ (Müller) vorschießen, wonach es auf diesen Teil des Vorschusses dieselbe Rendite erwartet wie



auf andere Vorschüsse. Seine Rendite wiederum geht in den Verkaufspreis und damit die Kosten von Kunden ein. So erzwingt Profit mehr(!) Profit, und der Zirkel  $G \rightarrow G'$  erscheint auf logischer Ebene in Reinform, ohne dass man sich mit physischen Aspekten der Produktionskette abmühen muss. Er erscheint in besonders schöner Form, wenn von einem Kapital eine Lieferkette ausgeht, die wieder zu ihm zurückführt (kürzestmögliches Beispiel: Stahlwerk liefert Blech an Autofirma und kauft dort Dienstwagen). Nicht erst das Finanzwesen bringt den direkten Kurzschluss  $G \rightarrow G'$  hervor; es bringt ihn nur unübersehbar an die Oberfläche.

Auf eine spezielle Form des konstanten Kapitals nimmt Müller in der Replik Bezug, nämlich auf das fixe, das sich langsamer umschlägt als einmal in der jährlichen Rechnungsperiode. Zu einer Bemerkung im „Verriss“, dieses mache aus gutem Grund den Ökonomen seit jeher Schwierigkeiten, schreibt Müller: „Das ist mir neu, ich habe davon nichts mitbekommen.“ Es lohnt deshalb eine kurze Betrachtung dazu. Ist eine Maschine 10 Jahre lang nutzbar, schlägt sich jedes Jahr  $1/10$  der darin verkörperten Arbeit um, im ersten Jahr das erste Zehntel. Aber der nicht umgeschlagene 'Rest' steht mit seinem Geldwert in der Bilanz und (er)fordert seinen Profitanteil, in vielen Fällen sogar gut sichtbar als Zins für einen Bankkredit. Jedes Zehntel ist nur ein Jahr lang 'tätig', steht aber im Mittel 5 Jahre lang als 'Kapital' in der Geldbilanz. Die Situation ist gleichwertig mit derjenigen, dass nur ein Jahr lang brauchbare Maschinen angeschafft werden, die (verglichen mit dem langlebigen Typ) jeweils ein Zehntel an Arbeit verkörpern und für ein Zehntel des Preises erhältlich sind – aber gleich zehn Stück auf einmal, d.h. ein Vorrat für 10 Jahre, der alle 10 Jahre komplett erneuert wird. Zwar würde kein Betriebswirt ohne Not einen solchen Bestand aufbauen, aber wenn die Verwendung des langlebigen Maschinentyps aus stofflichen oder Konkurrenzgründen nötig ist, bleibt ihm keine andere Wahl, als es zu tun – ohne zu bemerken, wie sich damit Arbeits- und Geldebene voneinander entfernen. Müller schreibt zum Fixkapital weiter: „Hüller entgeht die einfache Sache, dass die Arbeitsmittel, Arbeitsgegenstände und Arbeitskräfte zum einen hinsichtlich ihrer Rolle im Verwertungsprozess und zum anderen hinsichtlich ihres Verhaltens im Umschlagsprozess geordnet werden können.“ Hier bleibt unklar, was mit der neuen Bezeichnung „Umschlagsprozess“ gemeint ist und wie dieser sich zu „Produktion“ (Arbeitsebene), „Zirkulation“ (Geldebene), „Verwertungsprozess“ und 'Gesamtprozess' verhält. Müller kann so nicht schreiben, wie es ihm selber entgeht, dass beim fixen Kapital Verwertung auf der Geldebene (Profitaufschlag und ggf. Zinszahlung) ohne physischen Umschlag erfolgt; kein Wunder, nachdem ihm bereits entging, dass bei zirkulierendem konstanten Kapital Verwertung auf der Geldebene (Profitaufschlag) ohne Verwertung auf der Arbeitsebene (Zufügung von Arbeit und ggf. Akkumulation von Mehrarbeit) erfolgt. Nur wenn ausschließlich mit variablem Kapital produziert würde, könnte(!) Harmonie erhalten bleiben. Das Verlangsamen des physischen Umschlags beim fixen Kapital vergrößert weiter den Anteil von „Geldwachstum ohne Wertwachstum“ (frei nach Robert Kurz) am Gesamtprozess. Qualitativ rückt es ihn ein weiteres Stück weg vom industriellen Ideal der klassischen Ökonomie und in Richtung des realen Finanzkapitalismus, dessen zentrale Sphäre 'Finanzkapital' bereits mit homöopathischen Dosen an Arbeit und Kapitalgütern auskommt. Wie kann man heute noch versuchen, all dies in den klassischen Begriff 'des' Werts oder gar (nach Vorbild bürgerlicher Ökonomie) in eine 'eindeutige Zahl' zu pressen und zu diesem Zweck Rechenmodelle aufstellen, in denen der Gesamtprozess sich auf den Umschlag von Eisen und Getreide (oder sogar nur des letzteren) beschränkt?

Die Sprengkraft dieses Prozesses besteht nicht nur darin, jede Harmonie zwischen Arbeit (Wert) und Geld(wert) zu zerstören. Zerstört werden darüber hinaus jede Harmonie zwischen Arbeit und/oder Geld und der physischen Welt sowie das kapitalismusinterne Erfolgskriterium 'Profirate'. Letzteres wird sichtbar nach Bildung einer Gesamtrendite  $R = M / (C + V)$  des Systems, wobei V die Summe aller betrieblichen variablen Kapitale ist, C die Summe aller konstanten Kapitale und M die Summe aller Mehrwerte. Dieses R wird

zwar nirgends bilanziert, setzt aber den Einzelrenditen dadurch Grenzen, dass nie alle höher (und nie alle niedriger) als  $R$  sein können. Entzieht sich ein Kapital dem Trend von  $R$ , müssen andere dem Trend vorauslaufen. Aufgrund der harten oberen Schranke für die jährliche Gesamtarbeit von Einwohnerzahl  $\cdot 365 \cdot 24h$  ist die Summe  $V+M$  sowie jede ihrer zwei Komponenten einzeln nach oben beschränkt, während  $C$  dieser Beschränkung nicht unterliegt, da es nicht aus Arbeit, sondern aus Mehrfachzählung von Arbeit entsteht und sich mit der *Arbeitsteilung* weiter vermehrt, auch wenn die Arbeit  $V+M$  bei Ausschöpfung des Arbeitskraftreservoirs ihre absolute Grenze erreicht. Dividiert man Zähler und Nenner der Renditeformel durch  $C$ , wandelt sich der Zähler in  $M/C$  und der Nenner in  $C/C+V/C$ . Geht die dann nur noch im Bereich  $C$  mögliche Akkumulation dauerhaft oberhalb irgendeines (egal wo liegenden) Minimums weiter, wächst  $C$  über alle Grenzen, während  $V$  und  $M$  nach oben begrenzt bleiben. Der Zähler tendiert dann zu  $0$ , der Nenner zu  $1+0$  und der Bruch insgesamt zu  $0/(1+0)=0$ . Es sei denn, der Kapitalismus stoppt die Akkumulation, d.h. gibt (kapitalistischer) Pest den Vorzug gegenüber (kapitalistischer) Cholera.

Das Sinken der Profitrate resultiert aus dem Fortschritt der Arbeitsteilung, mittelbar also aus dem Fortschritt der Produktivkräfte, weshalb die Zwangslage 'Pest oder Cholera' unvermeidbar wird. Noch einen Schritt weiter kommt man, wenn man das Wachsen des konstanten Kapitals direkt als Vervielfachung der Abrechnungen von variablem Kapital und Mehrprodukt darstellt, d.h.  $C$  als Summe  $a \cdot M + b \cdot V$ , wobei sich über die Faktoren  $a$  und  $b$  nur aussagen lässt, dass sie im Bereich 'größer als eins aber kleiner als unendlich' liegen und mit jeder 'Investition' weiter wachsen. Dann ergibt sich die Gesamtrendite in der Form  $R = M / (a \cdot M + b \cdot V + V)$  und ist sicher niedriger als  $M / (a \cdot M) = 1/a$ , aber schon letztere Zahl tendiert bei unbegrenztem Wachsen von  $a$  gegen Null. Weder die im Marxismus für äußerst wichtig gehaltene Ausbeutungsrate  $M/V$  noch die in bürgerlicher Ökonomie breitgetretene Zunahme des 'Produktionsfaktors Kapital' (abwechselnd 'Kapital', 'Kapitalgüter' oder 'Produktionsmittelbestände' genannt) spielen noch eine Rolle. Letztliche Ursache des Profitratenfalls ist der Wahn, etwas Endliches unendlich vermehren zu wollen. Die Renditeformel in ihrer üblichen Form als Bruch Profit/Kapital beinhaltet nichts anderes als eine Messung des Profits bzw. Mehrwerts am Kapital – dessen Entstehen seinerseits wieder auf Profit bzw. Mehrwert zurückgeführt werden kann und das im ökonomischen Alltag nicht selten mittels 'Kapitalisierung' direkt aus Profit abgeleitet wird. Kein Wunder, dass sich der Inhaltsreichtum einschlägiger quantitativer Theorien auf Zahlen wie  $a$  bzw.  $1/a$  reduzieren lässt, deren einzige Fähigkeit darin besteht, durch Rückkopplung auf sich selbst endlos zu steigen oder zu sinken bzw. dies nicht unterlassen zu können, weil es für sie keinen externen Standard ('Maß') mehr gibt. Zumindest das 'Sinken' reflektieren ökonomische Theorien allerdings noch zutreffend durch den eigenen Sinngehalt.

Nicht berechnet wurde bisher, wann genau welcher Teil des Kapitalismus unter welchen Begleitumständen kollabieren wird. Dazu müssten die Zahlen  $a$  und  $b$  und insbes. ihr Zeitverlauf durch genaue Analyse aller wirtschaftlicher Verflechtungen und Kreisläufe erhoben, in Müllers Modelle eingesetzt und ein großer Computer mit der Verarbeitung beauftragt werden. Müller hat dies sicherlich schon eingeleitet; bis das Ergebnis vorliegt, befassen wir uns auf etwas allgemeiner mit ökonomischer Modellierung.

## 8. Die Glaubenskrieger

Da ökonomische Modelle im Kern Einbildungen modellieren (wollen), sind ihre Bezüge zu empirisch fassbarer Realität schwach. An viel mehr als Vorhersagen des 'Wirtschaftswachstums' im nächsten Jahr (einschließlich nachgeschobener Begründung, warum eine Korrektur um einen Faktor zwei nötig wurde), traut man sich in der Regel nicht heran. Auch nach Müllers Ansicht sind Modelle zu beurteilen nach „Prämissen und Abstraktionen“ bzw. „Annahmen, [...] die ihnen zugrunde liegen.“ Wolle man „in der Sache Einwände vorbringen“, müsse man zeigen, dass die „Prämissen [...] falsch“ sind. Wie

anders aber kann man dies tun als durch einen Nachweis, dass diese Prämissen zu Folgerungen führen, die nicht zur Realität passen? Es wurde oben schon dargestellt, wie das Versinken in den eigenen vorgefassten Meinungen religionsähnliche Denkstrukturen erzeugt, z.B. diejenige eines Arbeitswerts, der im Tauschwert 'erscheint', aber schon zuvor 'gemessen' wird (ohne erschienen zu sein?). Auf solcher Grundlage will Müller unterscheiden „zwischen Wesen und den Erscheinungen zwischen Allgemeinem und Besonderem, zwischen Abstraktem und Konkretem, Theoretischem und Empirischem, Inhalt und Form.“ Das ist eine anspruchsvolle Aufgabe, wenn man unterstellt, die Realität sei „derart komplex, dass man sie mit einem Hieb gar nicht erfassen kann“. Das Problem lösen soll ein allumfassender Begriff 'des' Werts, der alles und jedes erklären soll, in der Realität marxistischer Schriften aber gewöhnlich schnell auf etwas rein Quantitatives reduziert wird, ganz besonders dort, wo es um das Thema „Ausbeutung“ alias Wert der Arbeitskraft geht: „Was wäre denn 'tauschgerecht', wenn nicht der Kauf zu Werten?“ Das Wort „Kauf“ zeigt an, dass hier der Wertbegriff bereits auf denjenigen des quantitativen Tauschwerts verkürzt ist. Im Bereich der Ware Arbeitskraft gibt Müller auf Basis von Marx-Zitaten immerhin noch implizit zu (und bleibt so weit noch in Gesellschaftstheorie), dass quantitative Regeln der 'Tauschgerechtigkeit' sich letztendlich durch „Kampf“ und durch „Gewalt“ einstellen, wobei es ein „besonderes Glück für den Käufer“ sei, dass sich der Wert der Arbeitskraft niedriger einstelle als der Wert, den sie während ihres Gebrauchs schaffen könne. Warum eigentlich? Soll damit der Kapitalismus begründet und erklärt oder soll er daran erkannt werden?

An dieser Stelle schimmert selbst bei Müller noch ein Rest von Erkenntnis durch, dass 'Markt' ein Synonym für „Kampf“ ist. Davon bleibt nichts mehr übrig, sobald es um die Zirkulation der 'gewöhnlichen' Waren auf den Gütermärkten geht. Dort herrschen streng (wem?) übergeordnete objektive Gesetze, auch wenn es Störungen gibt (nicht aber Elemente wie die Akkumulation konstanten Kapitals, die alle Harmonien vollständig aufsprengen): „Stets wirken Kräfte gegen den 'reinen Gehalt' des Gesetzes, dem sie dadurch den Charakter einer Tendenz verleihen. Eine solche Tendenz ist auch das Gesetz des Profitratenausgleichs. Der Ausgleich ist ein unerreichbares Resultat, zu dem bestimmte Kräfte hindrängen, die von anderen geschwächt, *temporär gestoppt und zurückgedrängt* werden können.“ (Hervorh. K.H.) Damit ist man mitten in bürgerlicher Preistheorie, denn Renditen werden aus Tauschwerten berechnet, so dass eine (egal ob exakt oder ungefähr) einheitliche Rendite nur durch *bestimmte* Tauschwerte hergestellt werden kann. Der Dualismus von Arbeits- und Tauschwert nimmt an dieser Stelle die Form eines Streits zwischen Neoricardianern und Marxisten an, welches Preisgesetz Vorrang habe: Sind Tauschwerte streng proportional zu Arbeitswerten oder realisieren sie ohne Rücksicht darauf den Profitratenausgleich? Manchmal findet sich ein Spezialfall, in dem beides zufällig zueinander passt. Ansonsten führt dies schnell in einen Streit des Typs 'meine Zahl ist richtig, also muss deine falsch sein', der mangels Bezug auf Empirie nie entschieden werden kann. Ein sinnvollerer Herangehen an ökonomische Schulenstreite wäre dieses: *„Man kann den Profitratenausgleich als Gerechtigkeitsideal unter Kapitalen deuten und seine Postulierung als Beschönigung verstehen, aber es gibt auch reale Kräfte der Konkurrenz, die in diese Richtung wirken. Den realistischen Kern des neoklassischen Konzepts, Preise seien durch komplizierte Nutzenfunktionen bestimmt, nahm Marx vorweg mit dem Hinweis, Tauschwert könne nicht existieren ohne einen gesellschaftlich akzeptierten Gebrauchswert. Die Vorstellung, Tausch'werte' reflektierten streng proportional die abgeleistete Arbeit, läuft auf das Ideal hinaus, jeder seine Geldkosten minimierende Kapitalist minimiere zugleich den Verbrauch des (einigen!) gesamtwirtschaftlichen Inputs Arbeit(skraft). Solche Prinzipien sollten zumindest tendenziell erfüllt werden, wenn der Kapitalismus funktionieren soll(!) [...] Aber es gibt keinen zwingenden Grund anzunehmen, irgendeines der vielen ökonomischen Idealprinzipien werde so exakt und universell realisiert, wie es die zugehörige Schule*

postuliert. Denn dann könnten sich nicht auf Dauer so viele Schulen nebeneinander halten. Dasselbe Ergebnis erbrachte ein Jahrhundert des Durchrechnens diverser Modelle: einziges von niemandem bestreitbares Ergebnis ist, dass verschiedene quantitative Wertgesetze zwar in Spezialfällen verträglich sind, im allgemeinen Fall aber hoffnungslos in Widerspruch zueinander geraten. Die interessante Frage ist deshalb, wie nahe der reale Kapitalismus welchem der Ideale noch kommen kann, ohne gegen andere in selbstzerstörerischem Ausmaß verstoßen zu müssen. Der Spielraum dafür wäre ein Kriterium für die Reststabilität des Systems, und erkenntnisfördernd ist nicht das Vertreten des einen Postulats gegen ein anderes, sondern das Ausloten der Spannungsfelder zwischen ihnen und der Bewegungen des realen Systems darin.“ (KaF:49)

Um den marxistisch/neoricardianischen Schulenstreit überhaupt führen zu können, muss man Arbeitswerte erst einmal bestimmen. Was hinter der seltsamen Vorstellung steht, man könne Werte schon vor ihrem Erscheinen „messen“, lässt sich Müllers Buch entnehmen. Statt 'gemessen' wird errechnet. „Das geeignete Instrument zur Ermittlung der Wertgröße ist das Input-Output-Modell.“ (Buch:168) Aus den physischen Inputs und Outputs jeder Branche sowie der dort geleisteten Arbeit „können mit Hilfe eines Gleichungssystems die vollen Arbeitszeiten bestimmt werden, die jeweils in einer Einheit aller Arbeitsmittel, Arbeitsgegenstände und Konsumtionsmittel enthalten sind.“ (ebd.) Solche Rechnungen können in der Tat mit Daten nur aus der Produktion erfolgen, ohne Preise aus den Märkten zu benötigen. Trotzdem ist manchen Diskutanten bei dieser Prozedur unwohl. Müller zitiert auf Buchseite 201 zwei Einwände. Der erste ist, „die Zeit schlechthin sei nicht messbar“, und der zweite lautet, quantifizieren könne man nicht die Arbeitszeit, „die gesellschaftlich notwendig ist, sondern allein die konkrete Arbeit und individuelle Arbeitszeit“. Angesichts des generellen Unverständnisses der Ökonomen für 'messen' und 'quantifizieren' überrascht nicht mehr, wie haarscharf solche Debatten am einzigen wirklichen Problem vorbeigehen: Uhren können die Arbeitszeiten von Arbeitern, Belegschaften, Branchen oder gar der kompletten Weltwirtschaft in beliebiger Auflösung erfassen, zur Not noch differenziert nach Wochentagen. Nicht erfassbar ist so die *in einem Produkt steckende* Arbeit. Weder gibt es bisher ein zum Tankfüllstandsmesser analoges Arbeitometer, noch ist absehbar, dass ein solches entwickelt wird. Die Zuordnung von Arbeitszeiten zu Produkten könnte in der Tat nur analytisch erfolgen, scheitert aber schon logisch (nicht erst rechnerisch) krachend, sobald eine Arbeit in mehrere Waren eingeht. Unlösbar Probleme treten bereits bei einfachen industriellen Produkten auf. Wie verteilt sich die in einem Heizkraftwerk eingesetzte Arbeit auf Wärme und Strom? Ein anderes Beispiel ist die Belieferung einer Baustelle mit Armierungsstahl für Beton und Isolierstoffen, wobei im LKW der Stahl 95% der Tragfähigkeit und der Schaumstoff 95% des Laderaums beansprucht. In welches Produkt geht dann welcher Prozentsatz der Transportarbeit ein?

Wir brauchen uns mit diesen Beispielen (und Möglichkeiten ihrer Reparatur und danach erneuter Beschädigung) aber nicht näher befassen, weil der quantitative Arbeitsbegriff bei einer immer wichtiger werdenden Form der Arbeit, nämlich der geistigen, noch früher versagt. Oft lässt sich schon nicht herausfinden, wo überhaupt eine Konstruktionsleistung oder Programmierung eingeht, ganz zu schweigen von einem Anteil. Ganz besonders gilt dies für schöpferische 'Arbeit'(?), denn kein Erfinder erfindet in doppelter Denkzeit das Doppelte, und schon gar nicht erfindet er zweimal dasselbe, was eine essentielle Voraussetzung für die Definition einer ('geistigen') Warensorte wäre. Existenz und Quantifizierbarkeit einer solchen *simuliert* (in absurder Weise) das Patentwesen. Es zeigt am konkreten Beispiel, wie ein Element der Produktionsverhältnisse (der selbstauferlegte Zwang zu ständiger Quantifizierung von allem und jedem) zum Hemmschuh bei der Entwicklung der Produktivkräfte wird. „Hirn“ (Marx) beschäftigt sich nicht mehr mit dem Lösen realer Probleme, sondern damit, andere Hirne am Problemlösen zu hindern. Analoges spielt sich in ökonomischem Denken ab, wenn es sich krampfhaft am doppelten

methodologischen Individualismus der Arbeiter und der Waren festklammert: „Der Arbeiter schafft durch *seine* Arbeit *einen* nützlichen Gegenstand“ (Buch:169; Hervorh. K.H.) Diese Beschreibung passt auf frühindustrielle Minenarbeiter, die täglich x kg Kohle aus einem Stollen holen. Sowie auf Autoren, die stündlich 4 Seiten Text mit 9 Marx-Zitaten erstellen.

Die 'Kuppelproduktion' (ein Produktionsprozess erzeugt mehr als eine Warensorte) wurde nicht zufällig oben in Abschnitt 4 verwendet, um aus einem beliebigen System im physischen Gleichgewicht unendlich viele Systeme im Ungleichgewicht zu konstruieren. Würde man die logische Basis der eigenen Begrifflichkeiten reflektieren, dann erschiene hier der Grund für den eigenständigen Begriff des Tauscherts, denn ein solcher lässt sich nach Trennung der Kuppelprodukte im Markt jedem von ihnen zuordnen, ohne Rücksicht darauf nehmen zu müssen, welche Arbeit(en) sie erzeugte(n). Bürgerliche Ökonomie mit ihrem „Klassenauftrag“ (Müller) hat zwar auch wenig Verständnis für den Kapitalismus, dafür aber ein umso besseres Gespür für Schwächen des Marxismus, und wendet die Kuppelproduktion seit langem als Waffe im Streit an. Sie spielt eine wichtige Rolle in der Konstruktion von Beispielrechnungen, in denen das von Müller genannte Verfahren unsinnige Ergebnisse erzeugt, während die parallele Anwendung neoricardianischer – auf Profitratenausgleich zielender – Preistheorie im selben System Ergebnisse mit sinnvollen positiven Preisen und einer plausiblen Rendite der Größenordnung 10% liefert. Das früheste und bis heute wohl einflussreiche Werk dieses Theoriezweigs von Ian Steedman<sup>26</sup> führt Rechenbeispiele vor mit Werten, die mit zunehmendem Alter und Verschleiß einer Maschinentype zu- statt abnehmen. Daneben präsentiert es andere Rechenbeispiele, in denen solche Werte zwar wie erwartet fallen – aber bis in den unsinnigen negativen Bereich. Damit kämpft der Marxismus bis heute. Interessant ist hier die Struktur solcher Debatten. Steedman und seine Nachfolger vergleichen nicht theoretische Resultate mit Realität, sondern beurteilen Resultate nach dem Kriterium „ökonomisch sinnvoll“. So wie es zu erwarten ist, wenn anstelle von Realität die eigene Einbildung modelliert wird.

Entsprechend sieht die Reaktion der Marxisten aus. Sie ignorieren, dass in der Kuppelproduktion letztlich die Entwicklung der Produktivkräfte zum Ausdruck kommt, und zwar in einer Form, die komplementär zu lange bekannten Theorieinhalten ist. Wenn es möglich und durch den Kapitalbegriff  $c+v$  sogar behandelbar ist, dass mehrere Arbeiten in eine Ware einfließen: warum sollte es dann nicht umgekehrt möglich sein, dass eine Arbeit in mehrere Waren einfließt? Eine Befassung mit diesem Phänomen müsste zuallererst untersuchen, wo dieser Entwicklungsschritt der Produktivkräfte unverträglich mit den Produktionsverhältnissen wird, einschließlich denjenigen in Denkfabriken, die Politische Ökonomie fabrizieren. Man erstellt stattdessen Gegenbeispiele, in denen marxistische Rechnungen doch wieder funktionieren, oder man wechselt ins Physische mit Argumenten wie dem, es sei 'unökonomisch' (den eigenen Einbildungen widersprechend?), wenn neue Maschinen weniger effizient funktionierten als alte.<sup>27</sup> Aber man vermeidet es, Grundlagen dieser Rechnungen infrage zu stellen. Sonst sähe man, dass eine Kuppelproduktion die klassische Logik des Profitratenausgleichs und damit die Grundlage neoricardianischer Preistheorie in gleicher Weise untergräbt wie das marxistische Gegenstück. Der Ausgleich der Profitraten ist nach klassischer Vorstellung eine Folge der Konkurrenz: Kapitalisten entzögen wenig profitablen Branchen Kapital, wodurch das Angebot der betreffenden Produkte sinke, deren Preise stiegen, und mit ihnen die Profitabilität dieser Branchen. Das Kapital werde investiert in überdurchschnittlich profitable Branchen, wo dadurch das Angebot steige, also Preise und Renditen fielen. Dieser Mechanismus setzt voraus, dass die Produktion der betreffenden (und letztendlich *aller*) Waren unabhängig voneinander regulierbar ist. Damit ist jede Kuppelproduktion (und letztlich der dahinterstehende Fortschritt in Richtung Vergesellschaftung der Produktion) unverträglich, was folgende Vermutung nahelegt: „Lässt man Kuppelproduktion in einem Modell zu, sollten sich neben 'ökonomisch sinnvollen' (im Sinne des Profitratenausgleichs) Ergebnissen auch solche erzeugen lassen, die in gleicher Weise neoricardianisch-unsinnig sind, wie Steedmans

*Resultate marxistisch-unsinnig sind.*“(Profitrate:24) Tatsächlich können die auftretenden Gleichungssysteme alle denkbaren Formen von Lösungen besitzen: von nichtexistent (unlösbar) über eindeutig lösbar bis beliebig vieldeutig lösbar (unendlich viele verschiedene Preissysteme erzeugen dieselbe Einheitsprofitrate). Existente Lösungen können 'ökonomisch sinnvoll' oder 'ökonomisch unsinnig' sein (Nullpreise und/oder negative Preise neben positiven Preisen enthalten), und all dies lässt sich durch Vorgabe eines geeigneten Mengenkreislaufs frei aussuchen. Für Details siehe die Publikation 'Profitrate'. Dort wird auch auf mathematischer Ebene erklärt, wie man Wunschergebnisse erzeugen kann und warum Kuppelproduktion die Konstruktion bestimmter Absurditäten erleichtert, während Beharren auf Einzelproduktion andere behindert und manche Formen des Unsinnns sogar verunmöglicht. Und es wird aufgezeigt, wie in Steedmans speziellem Konstrukt sich die Rechenvoraussetzungen für fast beliebige ('sinnvolle' wie 'unsinnige') Wunschergebnisse aus letzteren binnen einer Minute rückwärts errechnen lassen.

Hätten die Marxisten in dieser Debatte etwas weiter gedacht, wären sie vielleicht selber schon vor Jahrzehnten auf die Idee gekommen, gegenüber Steedman und seinen Nachfolgern die folgende Retourkutsche zu fahren. *„Vorgeführt wird, wie sich aus jeder Marxismuswiderlegung des Steedmanschen Typs eine unendliche Anzahl Widerlegungen des von Steedman vertretenen Neoricardianismus erzeugen lässt.“* (Profitrate:49) Dafür muss man sich allerdings aus ökonomischen Denkmustern hinaus und auf den folgenden Pfad begeben: *„Ziel ist nicht eine Parteiergreifung und Obsiegen im Schulenstreit, sondern dessen Analyse und eine darauf basierende Synthese beider Rechenansätze zu einer gemeinsamen Selbstwiderlegung.“* (ebd.)

Um nicht in die Gefahr einer solchen Verirrung zu geraten, schreckten die Marxisten schon auf viel niedrigerer Ebene vor Kritik an den Konstrukten der Neoricardianer zurück und wandten noch nicht einmal ihre Erkenntnis von der Besonderheit der Ware Arbeitskraft an. Dazu gehört, dass deren Güterbedarf absolut vorgegeben ist. Speziell Steedmans Konstrukte damit auszuhebeln, wäre ein leichtes. In einer auf S.145ff. seines Buchs durchgerechneten Marxismuswiderlegung wird ein Lebensmittelbedarf von  $\frac{2}{3}$  „Korneinheiten“ pro „Arbeitseinheit“ unterstellt, während in einem strukturell identischen (nur mit anderen Zahlen bestückten) Konstrukt auf S.142ff. für 40 Arbeitseinheiten nicht mehr als 10 Korneinheiten verfügbar sind. Konsistent kann dies nur sein, wenn man davon ausgeht, der Kapitalismus werde mit Sicherheit zugrunde gehen, entweder durch Hunger oder durch Übervöllerei. Was fehlt, ist ein passender Kommentar von marxistischer Seite.

Warum? Weil man tief in den selbstbezüglichen Relativismen des Tauschwertbegriffs steckt? Es wird an den neoricardianischen Berechnungen der 'richtigen Preise' nämlich sehr wohl noch gesehen, dass diese Preise in dem Sinn 'normierbar' sind, dass man alle mit irgendeinem beliebigen Faktor multiplizieren kann, d.h. eine absolute Skala für die Tauschwerte (anders als für Arbeitswerte) nicht existieren kann. Unter der Bezeichnung 'Numérairewahl' werden solche 'Normierungen' fließbandmäßig von Neoricardianern ausgeführt (ohne zu bemerken, dass sie damit nur eine 'Währung' definieren) und von den Marxisten ebenso routinemäßig akzeptiert. Warum kam noch niemandem (einschließlich Müller) die Idee, den besonderen Faktor 'null' als Multiplikator zu verwenden? Weil man dann die einfachsten mathematischen Lösungen dieses Modells nicht mehr übergehen könnte? Sie (Plural, ihre Anzahl ist unendlich!) lauten: 'alle Preise sind 'null' und die Rendite ist beliebig'. Nach dem Grundsatz 'Occam's razor'<sup>28</sup> (man prüfe stets zuerst die einfachste unter den verfügbaren Lösungen) schlägt dieses Modell dem Forscher auf den ersten Blick die Abschaffung jedweden Kapitalismus vor. Aber gerade dies scheint unter Ökonomen wenig populär zu sein. Weil es die Sicherheit des Arbeitsplatzes gefährdet?

## 9. Schlussbemerkung

Diese Auseinandersetzung mit Müllers Replik ist thematisch nicht vollständig. Ausgeklammert sind insbes. die Themen 'Notwendigkeit laufender Geldschöpfung' und 'Unmöglichkeit von Vollgeld und Goldstandard'. Hierzu ist den viel ausführlicheren Ausführungen im „Verriss“ nichts hinzuzufügen. Es geht oben – wie schon im „Verriss“ – auch nicht primär um spezielle Meinungen Müllers oder um irgendwelche Streitigkeiten im Dunstkreis der „Marxianer“, sondern es geht um verbreitete ökonomische (einschließlich sich 'ökonomiekritisch' nennende) Denkmuster, die in Traditionen klassischer Ökonomie feststecken, weil sie den ('exoterischen') Ökonomieverbesserer Marx nicht vom ('esoterischen') Fundamentalkritiker Marx unterscheiden können *oder wollen*. Denn so wenig Zukunft wie der Kapitalismus mit seinem Basisprinzip 'Wachstum' haben seine Ideologien. In welche Richtung die Befassung mit ihnen gehen muss, ist am Beginn von KaF als Motto hinterlegt:

***Die Ökonomen haben ihre Ideologie immer nur endlos modifiziert. Es kommt aber darauf an, diesen Unsinn als gesellschaftliches Leitbild loszuwerden.***

(frei nach einem bekannten Denker des 19. Jhd.)

- 1 [https://www.exit-online.org/pdf/knut\\_hueller\\_auf\\_abwegen.pdf](https://www.exit-online.org/pdf/knut_hueller_auf_abwegen.pdf)
- 2 Klaus Müller, Auf Abwegen, Von der Kunst der Ökonomen, sich selbst zu täuschen, Papyrossa Köln, 2019
- 3 <https://exit-online.org/pdf/Replik%20K.%20H%C3%BCller.pdf>
- 4 Ernst Lohoff. Das Ende des Proletariats als Anfang der Revolution, Krisis 10 (1991), S.88
- 5 Robert Kurz, Negative Ontologie, Die Dunkelmänner der Aufklärung und die Geschichtsmetaphysik der Moderne, Krisis 26 (2003), S.13f..
- 6 Knut Hüller, Des Bäckers umwerfende Theorie vom Gleichgewicht, <https://exit-online.org/pdf/HuellerNeoklassik.pdf>.
- 7 Knut Hüller, Immer mühsamer hält sich die Profitrate, Eine Studie über theoretische und praktische Rettungsversuche am Spätkapitalismus, <https://exit-online.org/pdf/Hueller-Profirate.pdf>
- 8 Knut Hüller, Kapital als Fiktion', Wie endloser Verteilungskampf die Profitrate senkt und 'Finanzkrisen' erzeugt, Hamburg 2015
- 9 Buchvorstellung [https://shop.tredition.com/booktitle/Kapital\\_als\\_Fiktion/W-1\\_43350](https://shop.tredition.com/booktitle/Kapital_als_Fiktion/W-1_43350)
- 10 Michael Heinrich, Die Wissenschaft vom Wert, 3.korr. Auflage Münster 2003, S.330ff.
- 11 Michael Heinrich, Zur Kritik des Marxschen Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate, <http://www.oekonomiekritik.de/309Profitratenfall.htm>
- 12 Exemplarisch (mit Suchmaschinen sowie über die Literaturverzeichnisse lässt sich noch viel mehr finden): <http://www.trend.infopartisan.net/trd0600/t140600.html> ; <https://offen-siv.kommunistische-geschichte.de/die-theorie-von-der-sozialistischen-warenproduktion/>
- 13 Der Fachmann erkennt den Zahlensalat als „grandiose“ (Müller) Input/Output-Tabelle nach Leontjew. Dieser hätte die Zahlen 'entnommen', in neocardianischen und marxistischen Modellrechnungen werden sie 'erfunden'.
- 14 Um ein System neu zu konstruieren, dass sich nie in ein Gleichgewicht bringen lässt, begeben man sich aus der Grundschule in eine gymnasiale Oberstufe, wo lineare Gleichungssysteme und damit verbundene Elemente der Vektorrechnung behandelt werden. Bei  $n$  zirkulierenden Waren lässt sich der Satz gesamtwirtschaftlicher Inputs als Vektor in einem  $n$ -dimensionalen Raum auffassen, gebildet durch Addition betrieblicher Inputvektoren im selben Raum; Outputs sinngemäß. Es genügt, die betrieblichen Outputvektoren so zu gestalten, dass (im Vokabular der Vektorrechnung) der von ihnen aufgespannte Unterraum nicht den Vektor der gesamtwirtschaftlichen Inputs enthält, d.h. der aus ihm und den betrieblichen Outputs bestehende Satz Vektoren 'linear unabhängig' ist. Dies trifft u.a. dann zu, wenn alle diese Vektoren in der zugehörigen  $n$ -dimensionalen Geometrie senkrecht aufeinander stehen. Vektoren stehen senkrecht aufeinander, wenn ihr sogenanntes 'inneres Produkt' null ist. Dies ist äquivalent dazu, dass die Komponenten des einen Vektors die Rolle der Variablen und diejenigen des anderen Vektors die Rolle der Koeffizienten in einer 'homogen linearen' Gleichung spielen. Man beginnt mit dem Vektor des Gesamtinputs und findet durch Lösen nur einer Gleichung einen (nicht eindeutigen) dazu senkrechten Vektor Nr.1. Einen auf beiden senkrecht stehenden Vektor Nr.2 findet man durch Lösen des aus zwei Gleichungen bestehenden Systems, dessen erste Zeile das innere Produkt mit dem Inputvektor auf null setzt, während die zweite das innere Produkt mit dem zuvor konstruierten Vektor Nr.1 auf null setzt. Dies wird fortgesetzt, bis  $n-2$  senkrecht aufeinander und senkrecht auf dem Inputvektor stehende Vektoren gefunden sind. Dann liefert ein System von  $n-1$  Gleichungen den letzten Vektor (Nr.  $n-1$ ) des gewünschten Typs (mehr davon gibt es nicht). Die so gefundenen Vektoren sind allerdings noch nicht unmittelbar als betriebliche Outputvektoren verwendbar, weil sie negative Einträge neben positiven enthalten, was ökonomisch 'verboten' ist. Nun hilft Probieren: man suche eine rein positive Linearkombination aus teilnegativen Vektoren, und sobald eine gefunden ist, setze man diese an die Stelle eines der teilnegativen Vektoren, aus denen sie erzeugt wurde. Dies zerstört zwar die Eigenschaft 'alle stehen senkrecht aufeinander', bewahrt aber für ihre Gesamtheit die Eigenschaft 'linear unabhängig'. Mit gleicher Methode lassen sich weitere vollpositive Outputvektoren aus anderen Sätzen teilnegativer Vektoren erzeugen, und aus vollpositiven weitere vollpositive mit nach Wahl beliebig skurrilen oder beliebig unauffälligen Eigenschaften. Hat man die gewünschte Zahl (maximal  $n-1$ ) brauchbarer Outputvektoren gefunden, lassen sich als irgendeine Linearkombination aus solchen alle dann noch fehlenden Outputvektoren (darunter mindestens derjenige der  $n$ -ten Branche) beschaffen. Danach sind die nun  $n$  Outputvektoren zwar nicht mehr linear unabhängig, wohl aber der aus ihnen und dem Inputvektor gebildete Satz. Um das Konstruktionsprinzip danach noch aufzudecken, müsste die Matrix aus diesen  $n+1$  Vektoren mit Zeilen- oder Spaltenoperationen diagonalisiert bzw. dies versucht werden. Mit etwas Glück gelingt dies keinem konkurrierenden Ökonom, bevor man den neuen Lehrstuhl für 'Paradoxa und Nichtgleichgewichte' erhalten hat.
- 15 Müller verwendet hier – wie die marxistische Literatur fast durchgehend – das Wort 'Preis' für den Tauschwert. Damit verschwindet der Unterschied zwischen einer Mengenangabe (Tauschwert in €) und einer allen Mengen dieser Warensorte zukommenden Eigenschaft (Preis in €/kg). Für eine Kommentierung dieser Begriffsverwirrung und ihrer Folgen siehe Profitrate:14ff., insbes. dortige Fußnote 16 samt zugehörigem Haupttext.
- 16 Die Neoklassik unterstellt als angebliche (*eindeutige*) *utility-Funktion* ein Konstrukt, das im Regelfall ein *mehrdeutiges Funktional* ist. Die Existenz eines eindeutigen Rechenergebnisses 'neoklassischer Preis' ist eine formal notwendige Vorbedingung für Lösbarkeit („Integrabilität“) des zugehörigen Optimierungsproblems, d.h. das Konzept wird hoffnungslos zirkulär, sobald man stärkere Aussagen gewinnen will als das postmoderne 'Alles ist möglich(!) aber nichts ist sicher'. Dazu: Joseph L. McCauley, The Futility of Utility, [https://mpira.ub.uni-muenchen.de/2163/1/MPRA\\_paper\\_2163.pdf](https://mpira.ub.uni-muenchen.de/2163/1/MPRA_paper_2163.pdf). Für eine vereinfachte Darstellung siehe Kaf:279ff..
- 17 Für eine Beschreibung, wie sie sich damit in die Tasche lügen, siehe 'Profitrate' (Kapitel 5, insbes. Abschnitte 5.2 und 5.5). Die tatsächlichen Rechenvoraussetzungen sind nicht (absolute) physische Mengen, sondern die von den



- einzelnen Produzenten verwendeten *Mengenanteile*. Die zirkulierende *Gesamtmenge* eines Produkts lässt sich schon vor Beginn der Rechnung entfernen bzw. es ist völlig egal für die Rechenergebnisse, ob als Gesamtmenge Weizen ein Korn oder eine Schiffsladung unterstellt wird. Wundern darüber muss man sich nicht mehr, sobald man sich klargemacht hat, dass Tauschwerte bzw. Preise *Verteilung* beziffern (nicht: Produktion).
- 18 Wie sehr marxistisches Denken an denselben 'physisch' geprägten Denkmustern klebt wie das der Neoricardianer, zeigen die vielen Texte, die den genannten Produkttypen Wert und Wareneigenschaft absprechen, obwohl sie durch Lohnarbeit entstehen und wie materielle Produkte in die Funktionen  $v$ ,  $c$  und  $m$  eingehen (können).
  - 19 Eske Bockelmann, *Das Geld*, Berlin 2020, S.97ff..
  - 20 Steve Keen, *Debunking Economics*, London und New York 2004, S.46. Übersetzung K.H.
  - 21 Luigi L. Pasinetti, *Vorlesungen zur Theorie der Produktion*, Marburg 1988, S.30ff.
  - 22 Pasinetti stellt zwei Gleichungssysteme auf, die je ein Produktionssystem beschreiben sollen, und behauptet, man könne sie dadurch „vervollständigen“ (a.a.O.:32) bzw. „also bestimmt“ (ebd.:37) machen, dass man die Anzahl der Gleichungen gleich der Anzahl vorkommender Unbekannten setze. Das ist schon falsch für Gleichungssysteme, die der Mathematik bekannt sind, wie die im Schulunterricht beliebten Systeme aus homogenen oder inhomogenen linearen algebraischen Gleichungen. Pasinettis Systeme sind ein wilder Mix aus diesen Typen, ergänzt um je eine Differentialgleichung, d.h. eine der gesuchten „Variablen“ ist keine Zahl, sondern eine Funktion einer der Variablen (dies überträgt sich durch Gleichsetzungen auf weitere Rechengrößen; vermutlich ließe sich eine Examensarbeit damit bestreiten herauszufinden, wie viele es sind, bzw. ob sich ihre Anzahl überhaupt herausfinden lässt). Wer einen aussagekräftigen Satz über die Lösbarkeit eines solchen Mix findet, kann sich aller bis zur Altersgrenze noch zu vergebenden Fields-Medaillen sicher sein. Genauerer Hinsehen auf die Formelzeichen zeigt, dass je drei der angeblichen „Gleichungen“ gar keine Gleichungen sind sondern *Ungleichungen*, je zwei davon in den Formen '<' und '>', die die Relation 'gleich' explizit(!) ausschließen. Genauerer Hinsehen auf die Inhalte zeigt, dass diese Ungleichungen der per 'expliziter' Differentialgleichung gesuchten Funktion  $f$  sog. 'Anfangsbedingungen' setzen würden – wenn es Gleichungen statt Ungleichungen wären. Gleichungen an solchen Stellen würden  $f$  eindeutig machen; eine Ungleichung dagegen fächert 'die' (jede) Lösung' in unendlich viele auf, weshalb in den Sätzen konventioneller Mathematik über solche Gleichungssysteme und ihre Lösbarkeit nur die Relation '=' auftritt. Ferner darf zu einer Differentialgleichung erster Ordnung (es treten die Funktion selber und ihre erste Ableitung auf) nur eine Anfangsbedingung gesetzt werden, nicht mehrere (wie Pasinetti es tut), weil sonst im Regelfall Widersprüche bzw. Unlösbarkeit eintreten. Pasinetti findet scheinbar eine bauernschlaue Lösung dieses Problems, indem er eine der Pseudo-Anfangsbedingungen für die zweite Ableitung  $f''$  vorgibt, die ansonsten nirgendwo im System auftaucht. Mathematikphilosophen und Mathematiklinguisten könnten sich möglicherweise lange daran abarbeiten, ob damit die Differentialgleichung eine zweiter Ordnung würde, so dass auch die zweite (Pseudo-)Anfangsbedingung gesetzt werden dürfte. Uns bleibt die Befassung mit dieser Frage erspart, weil Pasinetti in seinem unbändigen Drang nach 'mehr' noch eine dritte solche (Pseudo-)Bedingung vorgibt, was auch dann noch eine zu viel wäre. Hier wird nicht nur mit Einbildungen gerechnet, sondern die Einbildung beginnt schon damit zu glauben, dass man rechne. Oder ist der Rechenwahn ein mit dem 'Wert' verwandter neuer Fetisch, der erst nach Marx' Lebzeiten auf die Welt kam?
  - 23 „Hiernach entsteht ein besonders großer Produktionssprung, wenn an hundert wartende Arbeitswillige in der Fabrik der erste Schraubenschlüssel ausgeteilt wird.“ (Neoklassik:7)
  - 24 Ob der (vollständige) Verkauf gelingt, ist von großer Bedeutung für individuelle Kapitalisten, nicht aber in einer Fundamentalanalyse, da auch jeder andere Teil des Zyklus scheitern kann. Produktionsmittel können nicht lieferbar sein, der Arbeitsmarkt leergefegt oder die Belegschaft im Streik. Solche Inhalte gehören in Krisentheorien. Ob man 'Produktverkauf' oder 'Realisierung' einträgt, ist für die *Logik* des Gesamtprozesses so egal, wie es egal ist, ob man statt 'Wert' 'Mehrwert' einträgt und statt 'Produkt' 'Mehrprodukt'.
  - 25 Solche Strukturen schweben Müller möglicherweise vor, wenn er von „monopolistischen“ Verhältnissen schreibt.
  - 26 Ian Steedman, *Marx after Sraffa*, London 1977
  - 27 Siehe dazu u.a. die Beiträge (samt darin zitierter Literatur) von H.P. Büttner in den Ausgaben 6-2006 und 7/8-2006 von trend-onlinezeitung auf <http://infopartisan.net>.
  - 28 [https://en.wikipedia.org/wiki/Occam's\\_razor](https://en.wikipedia.org/wiki/Occam's_razor)